

Das Parlament

Berlin, Montag 25. Juli 2016

www.das-parlament.de

66. Jahrgang | Nr. 30-32 | Preis 1 € | A 5544

KOPF DER WOCHE

Säbel und Florett

Thomas Bach Bei den Olympischen Spielen 1976 in Montreal führte er die deutsche Florettmannschaft mit feiner Klinge mit zum Sieg. Heute sieht er sich als Chef des Internationalen Olympischen Komitees mit der Erwartung konfrontiert, er solle gegenüber der Sportnation Russland mit dem Säbel rasseln.

Wegen des nachgewiesenen großflächigen Dopings bleiben die russischen Leichtathleten bei den Spielen in Rio ausgeschlossen. Nun gibt es Forderungen, den gesamten russischen Kader zu sperren. Bach hat zwar „härteste mögliche Sanktionen“ angekündigt. Aber er hat als Aktiver auch den Olympia-Boykott der Spiele 1980 in Moskau erleben müssen. Einiges deutet darauf hin, dass der Funktionär für die für diese Woche angekündigte Entscheidung des IOC-Exekutivkomitees einen Mittelweg suchen dürfte.

ZAHL DER WOCHE

41

Sportarten aus 28 Verbänden sind für die Olympischen Spiele 2016 zugelassen – wobei sich Sportarten wie etwa Leichtathletik nochmals in mehrere Disziplinen untergliedern. Bei den ersten Spielen der Neuzeit in Athen im Jahre 1896 wurden die Wettkämpfe noch in zehn Sportarten ausgetragen.

ZITAT DER WOCHE

»Regeln sind Regeln. Und die muss man befolgen.«

Usain Bolt, Sprinter und sechsmaliger Olympiasieger aus Jamaika, begrüßt die Olympia-Sperre der russischen Leichtathleten wegen systematischen Dopings.

IN DIESER WOCHE

- THEMA**
Gesundheit Risiken des Spitzensports werden häufig unterschätzt **Seite 4**
- Finanzen** Bund fördert den Leistungssport mit 160 Millionen Euro im Jahr **Seite 5**
- Inszenierung** Wie Politiker und Sportler voneinander profitieren **Seite 6**
- Bewerbungen** Warum die Olympia-Pläne Hamburgs und Münchens scheiterten **Seite 8**
- Sicherheit** Große Sportevents in Zeiten der Terrorgefahr **Seite 11**

MIT DER BEILAGE



Das Parlament
Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH
60268 Frankfurt am Main



Schatten im Sportsommer

OLYMPIA Der Spitzensport bietet Identifikationspotenzial, wirft aber auch sehr kritische Fragen auf

Spitzensportanhänger kommen in diesem Sommer einmal mehr auf ihre Kosten. Tennis in Wimbledon, Radsport bei der Tour de France, Leichtathletik-Europameisterschaften in Amsterdam und die Fußball-Europameisterschaft in Frankreich. Das weltweit größte Sportereignis folgt in wenigen Tagen: Am 5. August werden die Olympischen Spiele von Rio der Janeiro eröffnet, als „Megaevent“ locken die Spiele nicht nur alle vier Jahre Zehntausende Menschen in die Stadien und Milliarden an die Bildschirme. Die mit der Gründung des Internationalen Olympischen Komitees (IOC) 1894 von Pierre de Coubertin ins Leben gerufene Bewegung schreibt dem Sport darüber hinaus auch eine besondere Sinngabe zu. So heißt es in der Olympischen Charta: „Der Olympismus ist eine Lebensphilosophie, die in ausgewogener Ganzheit die Eigenschaften von Körper, Wille und Geist miteinander vereint und überhöht. Durch die Verbindung des Sports mit Kultur und Bildung sucht der Olympismus, einen Lebensstil zu schaffen, der auf der Freude an Leistung, auf dem erzieherischen Wert des guten Beispiels, der gesellschaftlichen Verantwortlichkeit sowie auf der Achtung universell gültiger fundamentaler moralischer Prinzipien aufbaut.“ (Fassung vom 9. September 2013) Getreu dem olympischen Wahlspruch „Citius, altius, fortius“ (schneller, höher, stärker/weiter) werden auch in Rio mehr als 10.000 Athleten Höchstleistungen erbringen, mehr als 300 Medaillenentscheidungen stehen auf dem Programm. Nicht zu vergessen die Auftritte von Spitzensportlern mit Behinderung bei den Paralympics im September.

Kritische Bevölkerung Spannende, faire Wettkämpfe und imposante Leistungen, eingebettet in einen festlichen Rahmen: ungetrübte Freude also im Sportsommer 2016? Wohl kaum. Meldungen über das Zika-Virus, die politische und wirtschaftliche Krise in Brasilien, ökologische Probleme und Sicherheitsrisiken in Rio de Janeiro gehören seit Monaten zur vorolympischen Krisenberichterstattung. Proteste von Teilen der Bevölkerung gegen Olympiabauten zeigen zudem, dass die Ausrichtung Olympischer Spiele keineswegs nur auf Zustimmung gültiger fundamentaler moralischer Prinzipien an die kürzlich gescheiterten Bewerbungen in München und Hamburg erinnern, womit letztlich auch der Politik ein Strich durch die Rechnung gemacht wurde. Auch in anderen Ländern haben sich Menschen in den vergangenen Jahren mehrheitlich gegen eine Olympiabewerbung ausgesprochen, das IOC mit seinem Präsidenten Thomas Bach an der Spitze hat auf diese Entwicklungen im Dezember 2014 mit einem 40 Punkte umfassenden Re-



An Olympischen Spielen teilzunehmen und dort eine Medaille zu erringen, ist für viele Spitzensportler ein Lebenstraum.

© picture-alliance/AP Photo/Collage: Stephan Roters

formpaket reagiert. Die „Olympic Agenda 2020“ will dem Gigantismus nun Einhalt gebieten, sie hat die Reduzierung der Bewerbungskosten sowie eine flexiblere, nachhaltigere, bescheidenere und kostengünstigere Ausrichtung kommender Spiele zum Ziel und soll auf diese Weise deren Zukunft sichern. Aktuell sieht sich die Olympische Bewegung aber noch mit anderen Herausforderungen konfrontiert: Bestechungsvorfälle in Zusammenhang mit der Vergabe der Olympischen Spiele 2020 an Tokio, Enthüllungen über jahrelange

Die olympische Idee leidet unter Gigantismus, Korruption und Betrug.

formpaket reagiert. Die „Olympic Agenda 2020“ will dem Gigantismus nun Einhalt gebieten, sie hat die Reduzierung der Bewerbungskosten sowie eine flexiblere, nachhaltigere, bescheidenere und kostengünstigere Ausrichtung kommender Spiele zum Ziel und soll auf diese Weise deren Zukunft sichern. Aktuell sieht sich die Olympische Bewegung aber noch mit anderen Herausforderungen konfrontiert: Bestechungsvorfälle in Zusammenhang mit der Vergabe der Olympischen Spiele 2020 an Tokio, Enthüllungen über jahrelange

den abgehaltenen Olympischen Kongresses beschloss, sich dem Profisport zu öffnen und als Eigentümer der Olympischen Spiele diese fortan zu vermarkten. Die Frage nach lukrativen Verdienstmöglichkeiten dürfte allerdings ein Großteil der Olympiateilnehmer, nicht nur die Synchronschwimmerinnen, Bogenschützen oder Modernen Fünfkämpfer, mit einem Kopfschütteln beantworten und stattdessen auf Leistungsbereitschaft und Zielstrebigkeit verweisen.

Fair – insbesondere dopingfrei – ausgeteilter Leistungssport als Träger eines Werts des guten Beispiels? Das in Deutschland für den Sport zuständige Bundesinnenministerium bejaht dies und begründet die staatliche Spitzensportförderung mit den Worten: „Leistung und Auftreten deutscher Spitzensportlerinnen und -sportler tragen zum Ansehen Deutschlands in aller Welt bei. Darüber hinaus motivieren sie junge und alte, behinderte und nicht behinderte Menschen, ihnen nachzueifern.“ Die Politik schreibt dem Leistungssport also nicht nur eine positive Vorbildwirkung nach innen zu, sondern sieht in den Athleten auch wichtige Repräsentanten Deutschlands. Im

Zeitalter des Kalten Krieges wurden olympische Medaillenerfolge von Ost und West meist auch im Kontext eines „Wettstreits der Systeme“ gesehen, der Aspekt der „nationalen Repräsentation“ im und durch Sport ist aber immer noch aktuell. So wird der Medaillenspiegel der Nationen bei Olympischen Spielen als Beleg für Leistungsstärke – oder vermeintliches Versagen – herangezogen. In IOC-Quellen findet sich der Medaillenspiegel nicht, im Zentrum steht die individuelle Selbstverwirklichung des Athleten, nicht die Nation. Gleichwohl ist der Blick auf das Medaillenergebnis aus der Realität des Leistungssports wie auch aus der politischen Bilanz kaum mehr wegzudenken. Auch die Realität des dramatischen Weltgeschehens – laut UN-Flüchtlingshilfswerk sind derzeit mehr als 65 Millionen Menschen auf der Flucht – wird sich auf leistungssportlicher Ebene spiegeln: Erstmals wird eine Flüchtlingsmannschaft an Olympischen Spielen teilnehmen. Die zehn Mitglieder des vom IOC geschaffenen „Refugee Olympic Team“ werden in den Sportarten Judo, Schwimmen und Leichtathletik antreten – „schneller, höher, weiter“ als Symbol der Hoffnung für Menschen, die alles verloren haben. *Ansgar Molzberger* ||

Der Autor ist Historiker am Institut für Sportgeschichte der Deutschen Sporthochschule Köln.

EDITORIAL

Sportliche Abrüstung

VON JÖRG BIALLAS

Das ist doch nicht zu viel verlangt: ein bisschen Übermenschliches, nie Dagewesenes, Einmaliges. Volle Leistung und noch ein wenig mehr. Ein Torreigen nach wochenlangem Handballturnier; erst 180 Kilometer mit dem Fahrrad steil bergauf und dann ein 70-Stundenkilometer-Sprint; noch eine Drehung mehr am Reck, ein Zentimeter höher beim Sprung, ein Stück weiter mit Kugel, Speer, Hammer oder Diskus. Wahnsinn? Ja, Wahnsinn. Aber genau das erwartet das Sportpublikum. Für Vernunft ist da wenig Platz. Etwa wenn es darum geht zu überlegen, ob die Grenzen der menschlichen Leistungsfähigkeit nicht längst erreicht sein müssten. Oder: Wie wahrscheinlich es ist, dass der Spitzensport das Doping-Problem tatsächlich im Griff hat. Und: Warum internationale Vergleichskämpfe immer wieder an vollkommen aberwitzige Austragungsorte vergeben werden. Schließlich: Wieso viele Spitzensportverbände des Sports über die Jahre zu einem Hort von Vetternwirtschaft und Korruption verkommen sind.

All diese Bedenken sind nicht neu – und tun der Begeisterung für den Sport kaum einen Abbruch. Das wäre aber auch so, wenn verantwortungsvoll abgerüstet würde. Ein Schwimm-Wettkampf kann genauso spannend sein, wenn kein neuer Weltrekord erzielt wird; ein Fußballer auch ohne Bodybuilder-Figur technisch begeistern; ein Radrennen auf kilometerlange 15-Prozent-Steigungen verzichten und trotzdem attraktiv sein. Gefragt sind letztlich die Verbände. Sie müssen den Spitzensport neu definieren. Dabei sollte die Vorbildfunktion der Top-Athleten gerade für Nachwuchs- und Freizeitsportler eine herausragende Rolle spielen. Das funktioniert aber nicht, wenn beispielsweise mit der Vergabe der Fußball-Weltmeisterschaft nach Katar suggeriert wird, es sei kein Problem, bei 40 Grad im Schatten 90 Minuten zu kicken. Sport ist längst mehr als nur die schönste Nebensache der Welt. Sport ist ein Milliarden-Geschäft. Wo Geld im großen Stil zu verdienen ist, wird schnell betrogen und bestochen, gekungelt und gekauft. Die größte Herausforderung für den Spitzensport ist daher nicht das Streben nach immer neuen Höchstleistungen, sondern nach einer neuen Glaubwürdigkeit.

Russischer Mannschaft droht Olympia-Sperre

DOPING Wegen systematischer Leistungssteigerung könnte erstmals eine ganze Nation von den Spielen ausgeschlossen werden

Die Sport-Supermacht Russland steht kurz vor Beginn der Olympischen Spiele in Rio vor einem historischen Debakel. So dürfen die russischen Leichtathleten wegen nachgewiesenen systematischen Dopings bei den am 5. August beginnenden Spielen in Brasilien definitiv nicht an den Start gehen. Der Internationale Sportgerichtshof CAS in Lausanne bestätigte in der vergangenen Woche, dass die zuvor ausgesprochene Suspendierung durch den Weltleichtathletikverband IAAF rechtens ist. Nun könnte es für die Russen aber noch dicker kommen. Das Internationale Olympische Komitee (IOC) wollte bis Dienstag entscheiden, ob wegen der Doping-Vorfälle die gesamte russische Mannschaft für die Sommerspiele gesperrt wird. Es wäre der erste Ausschluss eines Landes von Olympischen Spielen wegen nachgewiesenen systematischen Dopings (siehe auch Beitrag auf Seite 3). Der Sportgerichtshof wies den Einspruch von 68 russischen

Leichtathleten und des Nationalen Olympischen Komitees (ROC) der Russen gegen den Ausschluss der Sportler ab. Der IAAF hatte den russischen Verband bereits am 13. November 2015 wegen umfassenden Dopings suspendiert und die Sperre für internationale Wettkämpfe am 17. Juni über die Spiele in Brasilien hinaus verlängert. Das IOC wollte das CAS-Urteil abwarten und in seine Entscheidungsfindung einbeziehen. Mit dem CAS-Urteil im Rücken habe das IOC „eigentlich keine andere Möglichkeit“, als die gesamte russische Olympiamannschaft zu sperren, sagte der Präsident des Deutschen Leichtathletik-Verbandes, Clemens Prokop. Das IOC wollte die Entscheidung des CAS jedoch zunächst genau prüfen. „Wir werden jetzt die ganze Urteilsbegründung studieren und analysieren“, teilte das IOC direkt nach der Entscheidung mit. Die Russen reagierten schwer verärgert: „Dieses beispiellose Urteil erniedrigt den

gesamten Sport“, sagte Sportminister Witali Mutko. Er nannte die Entscheidung politisch motiviert. Das russische Außenministerium sprach sogar von einem „Verbrechen gegen den Sport“. Grundlage für die mit Spannung erwartete Entscheidung des IOC ist aber vor allem der Bericht des kanadischen Anwalts Richard McLaren, der im Auftrag der Welt-Anti-Doping-Agentur (WADA) die Anschuldigungen gegen Russland untersucht hatte. Die WADA-Ermittler legten Anfang vergangener Woche in Toronto Belege für staatlich gesteuertes Doping in Russland vor. In dem WADA-Bericht wird festgehalten, dass auf Anordnung russischer Behörden im Kontrolllabor bei den Olympischen Winterspielen 2014 in Sotschi positive Doping-Proben von russischen Athleten vertauscht und verfälscht wurden. Zwischen 2012 und 2015 sind dem Bericht zufolge 643 positive Proben russischer und ausländischer Sportler in rund 30 Sportar-

ten aussortiert worden. In dem McLaren-Bericht werden 20 der 28 Sommersportarten genannt, in denen es „zumindest einzelne klare Nachweise von Doping“ gebe. Das russische Sportministerium habe die Manipulationen an Dopingproben überwacht, sagte McLaren. Auch der russische Geheimdienst sei involviert gewesen. Die 643 Fälle seien „nur ein Minimum“, heißt es in dem fast hundert Seiten starken Report, weil den Ermittlern der Zugang zu allen einschlägigen Berichten nicht möglich gewesen sei. IOC-Präsident Thomas Bach sprach anschließend von einem „erschreckenden und beispiellosen Angriff auf die Integrität des Sports“.

pk ||

Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper



GASTKOMMENTARE

OLYMPIA IM GRÖSSENWAHN?

Auf fremden Kosten

PRO



Christoph Kapalschinski, »Handelsblatt«

Letzte Meldung: In Tokio sollen sich die Kosten für die Spiele 2020 nach aktuellen Schätzungen versechsfachen – auf knapp 14 Milliarden Euro. Olympia ist ein Synonym für Gigantismus geworden. Doch die Hauptschuld trägt nicht das IOC, sondern die Ausrichterstädte. Spätestens seit Barcelona 1992 sind die Spiele zu Stadtbau-Programmen verkommen. Ein gutes Beispiel dafür ist Hamburgs Olympia-Bewerbung, die 2015 in einem Referendum an kalkulierten 7,2 Milliarden Euro Kosten für den Steuerzahler gescheitert ist. Dort sollte eine Insel im Hafen zum Olympiadorf werden. Vorherige Planungen, die Insel etwa zum Unicampus zu machen, waren stets an den Kosten gescheitert, sie sturmflutsicher auszubauen und Hafenfürnisse zu verlagern. Auch diesmal wäre der zu erwartende Erlös aus den Grundstücken viel geringer gewesen als der Aufwand. Das zeigt: Olympia sollte ein Vehikel sein, ein unwirtschaftliches Projekt umzusetzen – mit Olympiageld aus der Bundeskasse. Nach ähnlichem Muster funktionieren die Olympia-Bewerbungen weltweit. Zugleich erfordert das IOC-Vergabeverfahren, möglichst spektakuläre Pläne zu präsentieren, um mit schönen Bildern Sportfunktionäre zu überzeugen, die sich nebenbei als Städtebau-Amateure betätigen. So ergibt sich eine unselbige Koalition aus Bürgermeistern, die sich aus sonst verschlossenen Kassen Baudenkmalen errichten wollen, und Sportfunktionären, die sich spektakuläre Spiele auf fremde Kosten finanzieren wollen. Durchbrechen ließe sich das nur, wenn die Bewerberstädte nicht mitspielen würden. Doch das ist nur einmal gelungen: 1984 bewarb sich allein Los Angeles – und schaffte es prompt, vorhandene Sportstätten zu nutzen und einen Gewinn auszuweisen.

Schützt die Idee!

CONTRA



Anno Hecker, »Frankfurter Allgemeine Zeitung«

Die Forderung Olympia? Ein gigantomanisches Funktionsfest mit Gedopten. Das hört man an jeder Straßenecke. Jetzt, nachdem die Russen der systematischen Manipulation überführt sind und die Hamburger die Bewerbung um Sommerspiele abgelehnt haben. Jetzt mögen wir Olympia nicht mehr. Wie scheinheilig. Seit bald 50 Jahren klagen deutsche Doping-Experten über die Schluckmentalität auch in unserer schönen Bundesrepublik. Seit IOC-Präsident Juan Antonio Samaranch 1980 die Kommerzialisierung der Spiele durchdrückte, wuchs der Widerstand gegen die Verachtung olympischer Werte. Aber jetzt soll Schluss sein mit dem verurteilten Kram? Als gäbe es keine beachtliche Verfassung, die Charta des IOC, da steht der Mensch im Mittelpunkt und nicht die Huldigung der Nationen. Aber wir Überflüssigen – so jäh empört – sollen Olympia auf den Müll der Geschichte werfen. Wer braucht schon Goldmedaillen, die nicht mal aus purem Gold sind? Und die doch einen unschätzbaren Wert haben. Weil sie das Ende eines Weges symbolisieren, der Generationen fasziniert. Der sie motiviert, sich zu bewegen, statt in die Glotze zu schauen, die eigenen Fähigkeiten auszuloten, statt andere vom Sofa aus zu beäugen, schmerzhaft Hindernisse zu überwinden, statt aufzugeben, Regeln aus Respekt vor dem Spiel und dem Gegner zu respektieren, statt sie zu brechen. Ja, es gibt zu viele, die sich nicht daran halten. Weil sie ignorieren, was der ehrliche Weg auf den olympischen Hain bietet, selbst wenn man dort nicht ankommt: inneren Reichtum. Statt die Idee von Olympia aufzugeben, muss sie gerettet und geschützt werden – endlich.

Mehr zum Thema der Woche auf den Seiten 1 bis 13. Kontakt: gastautor.das-parlament@bundestag.de

Herr Gienger, Sie haben als Turner zwei Olympische Spiele mitgemacht. 1976 haben Sie die Bronzemedaille am Reck gewonnen. Was ist das Besondere an Olympia?

Der sportliche Reiz ist, dass der Wettkampf nur alle vier Jahre stattfindet. Außerdem ist es ein Event, bei dem sich Sportler aus vielen Nationen und auch unterschiedlichen Sportarten treffen. Man folgt damit der Idee, die Jugend der Welt zusammenzubringen – es ist ein Friedensprojekt.

Wie haben sie denn 1976 in Montreal den Kontakt mit Sportlern anderer Nationen und Sportarten erlebt?

Ich erinnere mich an einen mexikanischen Ruderer. Mit dem habe ich sogar eine Art Trikottausch durchgeführt: Er bekam meine rostbraune Ausgehjacke, auf die er ganz scharf war und ich seinen Sombrero. Aber auf dem zentralen Platz im Olympischen Dorf ist man ständig mit anderen Sportlern in Kontakt gekommen.

Wie präsent war damals das Thema Doping?

So gut wie gar nicht. 1972 gab es vielleicht ein paar Gerüchte. In Montreal fielen dann die DDR-Schwimmerinnen durch ihre tiefen Stimmen auf, was deren Trainer zu der Aussage veranlasste: Die sollen schwimmen und nicht singen.

40 Jahre später gilt systematisches Doping bei Russen zumindest in der Leichtathletik als nachgewiesen. Wie sollte nun mit den russischen Sportlern im Hinblick auf Rio verfahren werden?

Die Entscheidung des Weltleichtathletikverbandes, die russischen Athleten zu sperren, ist richtig. Wenn man keine Konsequenzen zieht, ist das Dopingkontrollsystem gefährdet. Die Entscheidung ist vor allem im Sinne der Sportler, die nicht gedopt haben und bei Olympia nun eine reelle Chance bekommen.

Es kommt aber doch einer Kollektivstrafe gleich...

Mag sein. Ich habe da auch noch nicht den Königsweg gefunden. Eine Kollektivstrafe scheint mir aber angemessen im Rahmen dessen, was gemacht werden muss, um die Anti-Doping-Maßnahmen durchzusetzen.

In Deutschland gibt es seit Kurzem ein Anti-Doping-Gesetz. Die Androhung von Haftstrafen für dopende Spitzensportler war lange umstritten. Ist das Gesetz richtig?

Ja, das denke ich schon. Ich selbst hatte ja meine Zweifel. Aber die Vertreter der Nationalen Anti-Doping-Agentur (Nada), die auch lange skeptisch waren, sind inzwischen davon überzeugt, dass es ein solches Gesetz braucht. Das hätte ich in dem Maße nicht erwartet. Die Ermittler haben nun andere Möglichkeiten, nicht nur die Athleten, sondern auch die Hintermänner mit Maßnahmen zu verfolgen, die eben nur dem Staat zur Verfügung stehen.

Hat Ihr Vertrauen in die Selbstreinigungskräfte des Sports gelitten?

Die Lösung des Problems ist dem Sport nicht in dem Maße gelungen, wie das dem Staat möglich ist. Mich hat aber vor allem überzeugt, dass auch die Nada diese gesetzlichen Regelungen inzwischen begrüßt. Durch das Gesetz ist auch die Zusammenarbeit zwischen Nada und staatlichen Behörden harmonisiert worden. Telefonüberwachungen sind beispielsweise ein gutes Mittel, um die Durchsetzung des Verbotes zu erleichtern. Über solche Instrumente verfügt der Sport natürlich nicht.

Stichwort Olympiabewerbung: Hamburg wird sich nicht für die Sommerspiele 2024 bewerben. Hätte man besser auf ein Referendum verzichtet?

»Einen Versuch wagen«

EBERHARD GIENGER Der frühere Weltklasseturner über Olympia 76, einen Sombrero, Doping und den FC Bundestag



© picture-alliance/dpa

Ja. Wenn wir schon eine Parlamentarische Demokratie haben, dann sollten wir die nutzen und die gewählten Volksvertreter über solche Fragen entscheiden lassen.

Sie sind also grundsätzlich kein Freund von Plebisziten?

Nein, wir haben doch gerade in Großbritannien gesehen, wie von Medien eine Kampagne in Richtungen gedreht wird, die gar kein objektives Ergebnis zulassen. Ich denke, das diejenigen, die sich mit der Materie intensiver auseinandersetzen, doch

die besseren Entscheider sind als die Bevölkerung, die sich eher nur oberflächlich damit beschäftigt.

Wie sehen Sie die Chancen, dass Deutschland in absehbarer Zeit Olympische Spiele ausrichten wird?

Ich fürchte, wir kommen von Volksbefragungen nicht mehr weg. Man hätte aber schon in Hamburg bedenken müssen, dass Olympische Spiele kein größeres Sportfest in Hamburg sind, sondern ein Ereignis, das ganz Deutschland betrifft. Wenn man

also schon die Bevölkerung fragt, dann die im ganzen Land. Ich bin aber optimistisch und würde einen weiteren Versuch wagen. Das müsste langfristig angelegt werden. Man sollte dabei stärker die Vorteile von Olympia herausstellen – etwa für die Infrastruktur. Aber auch die positiven Auswirkungen auf den Breitensport.

In Deutschland soll die Spitzensportförderung reformiert werden. Darüber verhandeln der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) und Bundesinnenministerium (BMI) unter Ausschluss der Öffentlichkeit, aber auch des Parlaments, woran es viel Kritik gibt. Auch von Ihnen?

Völlig ahnungslos sind wir ja nicht. Vom DOSB und BMI haben wir Sportausschussmitglieder durchaus grundsätzliche Informationen erhalten, wo die Reise hingehen soll. Nach den Olympischen Spielen wird auch im Sportausschuss darüber diskutiert und es wird eine Anhörung stattfinden. Es wird aber keine Revolution innerhalb der deutschen Sportorganisationen geben. Ich habe Verständnis dafür, dass man vor den Olympischen Spielen damit nicht an die Öffentlichkeit geht, um die Vorbereitung der Aktiven und Trainer nicht zu stören.

Was halten Sie von der Idee des Schwimm-Bundestrainers, der Millionenprämien für Olympiasieger gefordert hat? Könnte das den deutschen Sport nach vorne bringen?

Einige Verbände im Ausland machen das. Zumindest zahlen sie deutlich höhere Prämien als wir. Ich glaube aber nicht, dass Prämien der Weisheit letzter Schluss sind. Das Argument, dass Athleten dann zu unerlaubten Mitteln greifen, ist nicht von der Hand zu weisen.

Seit einigen Jahren wird der Sport regelmäßig von Korruptionsskandalen heimgesucht. Was läuft da schief?

Der Sport ist nicht besser und nicht schlechter als die Gesellschaft, aus der er hervorgeht. Korruption kommt in allen gesellschaftlichen Feldern vor. Daher sagen wir: Es braucht Aufklärung, Information und Transparenzregelungen. Wir brauchen aber auch die entsprechenden Strafordnungen, die wir mit dem Gesetz gegen Spielmanipulationen erreichen wollen.

Eine positive Rolle wird dem Sport bei der Integration der Flüchtlinge in Deutschland zugewiesen. Kann er das leisten?

Ich bin davon überzeugt, dass der Sport die einfachste und beste Möglichkeit ist, den Flüchtlingen die Integration zu erleichtern. Man kommt so ins Gespräch und kann die Eigenarten und Besonderheiten des anderen besser kennenlernen.

Was macht eigentlich der ehemalige Spitzeturner Eberhard Gienger, um fit zu bleiben?

Ich laufe, setze mich gerne aufs Fahrrad, gehe aber auch noch ans Reck, mache Fallschirmsprünge und spiele beim FC Bundestag, der „eigentlichen Nationalmannschaft Deutschlands“, Fußball. Wir werden schließlich gewählt – die anderen von Jogi Löw berufen.

Das Gespräch führte Götz Hausding

Eberhard Gienger (CDU) ist sportpolitischer Sprecher der Unionsfraktion. Der ehemalige Turnweltmeister ist seit 2002 Mitglied des Bundestages.



Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper

PARLAMENTARISCHES PROFIL

Dagmar Freitag: Die Mehrkämpferin

Wenn in der zweiten Olympiawoche von Rio de Janeiro die Leichtathletik-Wettbewerbe starten, steigt auch bei Dagmar Freitag (SPD) die Anspannung. „Mein Herz hängt am Mehrkampf“, sagt die Vorsitzende des Sportausschusses, die zugleich Vizepräsidentin des Deutschen Leichtathletik-Verbandes (DLV) ist. Sie musste in der jüngeren Vergangenheit auch zur Kenntnis nehmen, dass es in „ihrer“ Sportart in Russland ein Dopingssystem gibt, „von dem wir gehofft hatten, das wir es eigentlich hinter uns gelassen hätten“. Gegen das russische Staatsdoping hat der Weltleichtathletikverband aus ihrer Sicht mit der Sperre des russischen Verbandes ein richtiges Zeichen gesetzt. „Nur wenn es sich nachweisen lässt, dass russische Athleten über einen ausreichenden Zeitraum einem funktionierenden Kontrollsystem unterlagen, sollten sie unter neutraler Flagge starten dürfen.“ Daher sehe sie es sehr kritisch, „dass das Internationale Olympische Komitee (IOC) offenbar plant, bei den russischen Athleten kurz vor den Spielen noch fix ein paar Tests zu machen, um dann mit Verweis auf negative Ergebnisse die Sportler unter russischer Fahne starten zu lassen“.

Der Kampf gegen Doping – Dagmar Freitag kämpft ihn seit vielen Jahren und drang lange mit ihrer Forderung nach einem Anti-Doping-Gesetz vor allem bei der Union nicht durch. In dieser Legislaturperiode gelang dann der Durchbruch. Wahrscheinlich habe auch die Union erkannt, „dass es so, wie es war, nicht weitergehen konnte“, vermutet sie. Letztlich entscheide das Parlament, ob



»In Russland schauen wir auf ein Dopingssystem, von dem wir gehofft hatten, dass wir es hinter uns gelassen hätten.«

und welches Gesetz verabschiedet wird. „Es war vom Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB) vermessend zu glauben, in dieser Frage das letzte Wort haben zu können“, macht sie deutlich. Mit dem DOSB und speziell seinem Vorstandsvorsitzenden Michael Vesper ficht Freitag so manchen Strauß aus. Stichwort Olympiabewerbung. Man müsse klären, was die Gründe für die Ableh-

nung durch die Hamburger waren. „Dabei ist es ein entscheidender Unterschied, ob die Bevölkerung sagt: Olympische Spiele wollen wir generell nicht, oder ob sie Olympische Spiele nur in der jetzigen Form und in der jetzigen Glaubwürdigkeitskrise der internationalen Sportverbände ablehnt.“ Erlaubt sein müsse aber auch die Frage, „ob diejenigen, die nun schon die dritte gescheiterte Bewerbung zu verantworten haben, noch an der Spitze einer weiteren Bewerbung stehen sollten“. Der Verweis auf den DOSB ist überdeutlich. Damit nicht genug: Auch hinsichtlich der

Reform der Spitzensportförderung kritisiert die Sportpolitikern den DOSB wie auch das Bundesinnenministerium. Ursprünglich, „und nicht ohne Grund“, sei der Eindruck entstanden, dass das Parlament nur stiller Beobachter sein sollte. „Aber diesen Plan hat der Sportausschuss durchkreuzt. Wir haben mehr als deutlich gemacht, dass wir nicht nur ein Mitsprache- und Mitberatungsrecht wünschen, sondern es erwarten und es uns nehmen werden“, betont die SPD-Abgeordnete aus dem Märkischen Kreis im Sauerland, die nicht nur dem Sportausschuss vorsitzt, sondern auch Mitglied im Auswärtigen Ausschuss ist und der Parlamentarischen Versammlung der Nato sowie der deutschen Delegation der Interparlamentarischen Union und dem Ältestenrat des Bundestages angehört. Dabei träumte sie einst als junges Mädchen auch den Traum vom Olympiasieg. „Für die große Karriere hat das Talent nicht gereicht“, räumt sie ein. „Dazu kam in der Kindheit noch eine Armerverletzung, die mir ein erfolgreiches Speerwerfen oder Kugelstoßen unmöglich gemacht hat.“

Stattdessen nun also das vielfältige politische Engagement. Wer mitunter so viel Stress bei der Arbeit hat, braucht auch mal Entspannung. „Abschalten von der Politik kann ich zuhause“, sagt Freitag. „Ich wohne auf einem alten Bauernhof am Ende eines Feldweges. Wenn ich aus dem Fenster schaue, sehe ich Wiesen und Felder.“ Ihr Kontrastprogramm zum hektischen politischen Leben sei das. „Ich wohne so, wie andere Leute Urlaub machen.“

Götz Hausding

Das Parlament

Herausgeber Deutscher Bundestag
Platz der Republik 1, 11011 Berlin

Mit der ständigen Beilage
Aus Politik und Zeitgeschichte
ISSN 0479-611 X
(verantwortlich: Bundeszentrale für politische Bildung)

Anschrift der Redaktion
(außer Beilage)
Platz der Republik 1, 11011 Berlin
Telefon (030) 227-305 15
Telefax (030) 227-365 24
Internet:
<http://www.das-parlament.de>
E-Mail:
redaktion.das-parlament@bundestag.de

Chefredakteur
Jörg Biallas (jbi)

Verantwortliche Redakteure
Claudia Heine (che)
Alexander Heinrich (ahe), stellv. Cvd
Michael Klein (mik)
Claus Peter Kosfeld (pk)
Hans Krump (kru), Cvd
Hans-Jürgen Leersch (hle)
Johanna Metz (joh)
Sören Christian Reimer (scr)
Helmut Stoltenberg (sto)
Alexander Weinlein (aw)

Fotos
Stephan Roters

Redaktionschluss
22. Juli 2016

Druck und Layout
Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH
Kurhessenstraße 4–6
64546 Mörfelden-Walldorf

Anzeigen-Vertriebsleitung
Frankfurter Societäts-Medien GmbH
Klaus Hofmann (verantw.)
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main

Leserservice/Abonnement
Frankfurter Societäts-Medien GmbH
Vertriebsabteilung Das Parlament
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main
Telefon (069) 75 01-42 53
Telefax (069) 75 01-45 02
E-Mail: parlament@fs-medien.de

Anzeigenverkauf, Anzeigenverwaltung, Disposition
Frankfurter Societäts-Medien GmbH
Anzeigenabteilung
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main
Telefon (069) 75 01-42 53
Telefax (069) 75 01-45 02
E-Mail: anzeigenverkauf@fs-medien.de

Abonnement
Jahresabonnement 25,80 €; für Schüler, Studenten und Auszubildende (Nachweis erforderlich) 13,80 € (im Ausland zuzüglich Versandkosten)
Alle Preise inkl. 7% MwSt.
Kündigung jeweils drei Wochen vor Ablauf des Berechnungszeitraums.
Ein kostenloses Probeabonnement für vier Ausgaben kann bei unserer Vertriebsabteilung angefordert werden.

Namentlich gekennzeichnete Artikel stellen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion dar. Für unvelangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für Unterrichtsverwecke können Kopien in Klassenstärke angefertigt werden.

„Das Parlament“ ist Mitglied der Informationsgesellschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern e. V. (IVW)
Für die Herstellung der Wochenzeitung „Das Parlament“ wird ausschließlich Recycling-Papier verwendet.

Die große Show

DOPING Im Spitzensport sind leistungssteigernde Mittel schon lange Teil der Inszenierung. Eine Lösung ist nicht in Sicht

Die Leichtathletik von Russland bis Kenia: Dopingverseucht. Dutzende Spitzenathleten sind mit Sperren belegt, im Fall der Russen umfasst die Sanktion das komplette Olympia-Team, weil sich systematischer Betrug feststellen lässt. Radsport, Schwimmen, Wintersport haben fortwährend mit Sündenfällen zu kämpfen. Selbst dem Sport-Laien offenbart der flüchtige Blick ins Olympiajahr 2016: Der Pharmabetrug ist ein Strukturproblem, dessen Dimension es fast schon zulässt, Doping als Synonym für Spitzensport zu verwenden. Dazu passt, dass eine Sportart schafft, sich außerhalb des Generalverdachts zu bewegen: Fußball. Der Fußball ist reicher als alle anderen Sportarten zusammen, faktisch kontrolliert er sich selbst. Da soll alles sauber sein, obwohl es von anderslautenden Belegen wimmelt: Von alarmierenden Blutstudies, die sich widersprechen, über eine Testosteron-Langzeitstudie in Europas Spitzenfußball, die einen endemischen Gebrauch anzeigt, bis hin zu Fällen wie dem um den Londoner Arzt Mark Bonar, der 2016 vor versteckter Kamera versicherte, er habe Profis von vier Clubs der „Premier-League“ gedopt. Die Vereine widersprachen, aber verklagt haben sie Bonar nicht. Wer klagt, riskiert, dass der Beklagte die Patientenakten vorlegt.

Gute Kameraden Dass Dopinghämmer so verbreitet sind, mag einen kundigen Beobachter der Wirtschaftsindustrie Sport nicht verwundern. Erstaunlich ist nur, wie lange es dauerte, bis die Botschaft von der manipulierten Körperkultur an das Publikum

durchdrang. Das ist seit jeher das größte Anliegen des Pharmaspports: Die zahlende Kundschaft darf nicht verprellt werden mit schockierenden Erkenntnissen über die kriminellen Umtriebe, die den Betrieb hinter der Hochglanzfassade von Olympia oder WM-Turnieren am Laufen halten. Pharmabetrug ist kein Randphänomen, er betrifft den einzigen Gesellschaftsbereich, der sich juristischer Autonomie erfreut und seine Probleme unter sich regeln darf: unter Sportkameraden. Schon deshalb ist es Unfug, manche Märchen der Sportfunktionäre zu glauben. Wie jenes, dass sie über ihr Anti-Doping-System den Auswüchsen die Stirn bieten. Nach dem olympischen Motto „Schneller, höher, weiter“ verlaufen die Leistungssteigerungen Jahr um Jahr. Das hält Kunden bei der Stange. Nur, wie soll ein Athlet immer stärker werden: Mit Wasser und Brot allein? Fest steht, es geht längst nicht mehr ohne Doping. Der Betrug findet direkt in der Arena statt. Und wenn der Fan etwas noch viel weniger verzeiht als Vetterwirtschaft unter Funktionären, dann ist es das Vorgaukeln sportiver Wunderleistungen, die tatsächlich Schummelware sind. Die wissenschaftliche Analytik, mit der Pharmabetrügern nachgespürt wird, ist nahezu ineffektiv. Das Gros moderner Dopingsubstanzen ist nicht nachweisbar, andere sind nur in winzigen Zeitfenstern über Stunden detektierbar, wieder andere lassen sich verschleiern. Und ständig drin-

Der Pharmabetrug im Sport ist ein Strukturproblem.

gen aus der klinischen Erprobung der Arzneimittelindustrie neue, noch nicht auf dem Markt zugelassene Produkte in den Sport. Die Labore wissen oft gar nicht, wonach sie suchen könnten.

Zwielichtige Figuren Wer ein wenig Geld verdient, kann eine Betrugsvariante aufbauen, die ihn ruhig schlafen lässt. Das zeigt der jüngste Reifall der Dopingfahnder: Über biologische Pässe wollen sie auffällige Veränderungen im individuellen Blut- und Hormonprofil des Athleten herausfiltern. Eine gute Idee. Aber schon zeigen belastbare Studien, wie Sportler mit Mikrodosierungen – darunter nachweisbare Stoffe wie Epo – unentdeckt unter ihrem Blutpass-Radar durchsegeln und dabei Leistungssteigerungen von fünf Prozent erzielen. Solche Margen machen den Unterschied zwischen einem Olympiasieger und Mitläufer aus.

Während Wissenschaftler und Laboranten die Messknechte spielen, stehen die Antidoping-Agenturen unter der Knute der Sportfunktionäre. Das zeigen auch die sportpolitischen Turbulenzen um ein staatlich begleitetes Systemdoping in Russland. Die Enthüllungsarbeit zu dieser Affäre wurde allein von Systemaussteigern und Medien geleistet. Derweil gibt sich die Welt-Anti-Doping-Agentur Wada nach außen hart – intern schrieb Wada-Chef Craig Reedy liebdienerische Mails an die russische Sportführung. Der Brit Reedy sitzt

im Vorstand des Internationalen Olympischen Komitees, das wiederum wird von Thomas Bach regiert. Der Deutsche gilt als Freund des russischen Präsidenten Wladimir Putin und pflegt einen milden Umgang mit Russlands Dopern. Bach ist der Prototyp des Funktionärs. Groß geworden im Schatten zwielichtiger Figuren (wie sein Amtsvorgänger Juan Antonio Samaranch), hat der Strippenzieher gern auch die große Politik im Hintergrund für sich arbeiten lassen. In der Heimat, wo er den Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB) führte, sperrte sich Bach gegen ein Anti-Doping-Gesetz, ausgehnt in Deutschland, wo sich einst zwei ruchlose Dopingssysteme vereinigen. Die DDR päppelte ihre Staatsathleten flächendeckend mit brutalsten Pharmaka, dafür wurden sogar eigens Substanzen entwickelt. Aber auch bei den Athleten im Westen förderte eine Historikerstudie 2012 systemisches Doping zutage.

Verdächtiges Schweigen Die Studie endete im Streit zwischen Wissenschaftlern und dem Sport, was dazu führte, dass sie nicht über das Vereinigungsjahr 1990 hinaus reicht. Nirgendwo wurde der Betrug besser organisiert als in deutschen Landen. Aber ist all das nicht lang vorbei? Wie es heute ausschaut bei deutschen Kaderathleten, zeigt eine Studie der Stiftung Deutsche Sporthilfe, vorgelegt 2013. Bei umfassenden

anonymen Befragungen räumten sechs Prozent der Kadersportler ein, dass sie regelmäßig dopen. Weitere 40 Prozent wollten die D-Frage gar nicht beantworten. Warum nicht, wenn sie sauber sind?

Fragwürdige Reform Solche und andere Erhebungen bilden die Realität ab. Sie darf nicht ans Licht. Am Verdunkeln so großer nationaler Anliegen beteiligt sich auch die Politik, die dem Doping bisweilen gewogen gegenüber steht. Ende der 1970er Jahre redete der CDU-Abgeordnete Wolfgang Schäuble im Bundestag sogar dem kontrolliertem Einsatz das Wort. Und was motiviert mehr zum Doping als die ewige Medaillen-Zählerei, die vor Olympia auf Regierungsebene einsetzt?

Daran ändert auch das neue Anti-Doping-Gesetz nichts. Erst Ende 2013, kaum war DOSB-Chef Bach auf den IOC-Thron gewechselt, nahm die Politik das Projekt in Angriff. Anfang 2016 trat der Sport im eigenen Sumpf. Experten wie der Mainzer Sportarzt Perikles Simon prognostizieren, dass Rio die gedoptesten Spiele aller Zeiten erleben werde. Kein Fachmann würde dagegenhalten. Und auch das darf gewettet werden: Mehr als die üblichen ein, zwei Handvoll Sünder werden in Rio nicht auffliegen. Alles andere stört die Show. *Thomas Kistner*

Ermittler zur Durchsuchung anrücken, wären im Ernstfall alle Beweise beiseite geschafft. So dreht sich der organisierte Sport im Kreis. Der Kreis bietet die beste Absicherung. Nicht vor Doping, vor Doping-Skandalen. Deshalb sind praktisch alle großen Sündenfälle, von Lance Armstrong über Jan Ullrich (Radsport) bis Marion Jones (Leichtathletik), nur dank staatlicher Ermittlungen aufgefliegen: Über Staatsanwälte, Drogen- oder Steuerfahnder. Wo die nicht hinkommen – wie in Russland – müssen die Medien ran. Fliegt etwas auf, gründet der Sport flott eine Kommission, schwört Besserung – und sitzt die Sache aus.

Prognose für Rio Deshalb braucht es eine von Sport, Wirtschaft und Politik unabhängige Kontrollinstanz. Es braucht eine forensische Analytik. Was es nicht braucht, sind Zehntausende teure Alibi-Tests, deren Berechenbarkeit jedem Doper die Lachtränen in die Augen treibt. Es braucht auch keine Tests für indische Gewichtheberinnen oder vietnamesische Trap-Schützen. Denn die sind nicht das Problem, das der Doping Sport hat. Solange es keine unabhängige Dopingbekämpfung gibt, rudert der Sport im eigenen Sumpf. Experten wie der Mainzer Sportarzt Perikles Simon prognostizieren, dass Rio die gedoptesten Spiele aller Zeiten erleben werde. Kein Fachmann würde dagegenhalten. Und auch das darf gewettet werden: Mehr als die üblichen ein, zwei Handvoll Sünder werden in Rio nicht auffliegen. Alles andere stört die Show. *Thomas Kistner*

Der Autor ist investigativer Sportredakteur der „Süddeutschen Zeitung“.



Die russische Hochspringerin Anna Chicherova gewann bei Olympia 2012 in London Gold. Ein Dopingtest bei ihr war zwischenzeitlich positiv. © picture-alliance/Simon Stacpoole/Offside

Gebraucht wird eine unabhängige Kontrollinstanz.

Anzeige

Das Märchen vom vorbildlichen Fördersystem

DOPINGOPFER Der DDR-Leistungssport basierte auf systematischem Betrug. Viele gedopte Athleten sind später erkrankt

Die Erfolgsbilanz der DDR in 40 Jahren Sportgeschichte brachte dem kleinen Siegerland viel Ruhm und Prestige ein. 755 Olympiamedaillen, 768 Weltmeister- und 747 Europameistertitel. Ein großes Sportwunderwerk, das allerdings nach Erklärung verlangte. Der Öffentlichkeit wurde dabei Glaube gemacht, dass es das herausragende Fördersystem des Landes, seine einzigartigen Trainingskonzepte, die unübertroffene Betreuung der Athleten, aber auch die besondere Aufmerksamkeit des Staates, mithin die Überzeugung des Sozialismus seien, die das große Siegen der DDR-Athleten erst ermöglicht hatten. Märchen sind das eine, die Sportrealität ist das andere. Denn mit Öffnung der Stasi-Archive nach 1989 konnte das Ausmaß des systematischen Betrugs im DDR-Sport aktenfest gemacht werden. Das vermeintliche Sportwunder fiel wie ein Kartenhaus zusammen, es hatte vor allem zahllose Opfer produziert. Nach DDR-internen Schätzungen waren im Hinblick auf den 1974 initiierten „Staatsplan 14.25“ – bei dem 15.000 Kaderathleten männliche Sexualhormone erhalten hatten – bereits bei 20 Prozent irreversible Schäden angenommen worden. Die kriminelle Praxis wurde jedoch nicht eingeschränkt, sondern im Gegenteil radikalisiert. So berichten die Opfer

heute, dass sie in speziellen Forschungsklassen, in den Sportclubs, aber auch am illegalen Forschungsinstitut FKS Leipzig vor allem in den 1980er Jahren für zahllose Menschenversuche herhalten mussten. Und sie berichten, was sich unterhalb der vermeintlichen Legitimationsdecke „Staatsplan 14.25“ im DDR-Sport noch so ereignet hat: Körperliche Gewalt, Sadismus, sexueller Missbrauch und alle erdenklichen Formen von psychischer Vereinnahmung. Die Folge waren physische, psychische und soziale Schäden, die aufgrund des nach wie vor gültigen Clanschweigens im organisierten Sport, aber auch aufgrund des privaten Schudschweigens erst heute als späte Wunden in ihrem ganzen Umfang sichtbar werden. Der organisierte Sport, aber auch die Politik taten sich kolossal schwer mit der Anerkennung der Hypothek des DDR-Sports. Walther Tröger, von 1992 bis 2002 Präsident des vereinten Nationalen Olympischen Komitees (NOK), sah sich nach dem Mauerfall dazu veranlasst, die Opferinitiative zu einem „umstrittenen Privatklub“ zu erklären und mit hoher Intensität zu diskreditieren. Der Sport beließ es bei dieser ausgemachten Strategie, seine Opfer sorgsam draußen zu halten, deren Schäden klein zu reden, geführte Debatten zu priva-

tisieren oder durch Offensivlügen zu drehen und so jegliche Verantwortung zu verweigern. Bis heute kommt er damit durch. Die Politik hatte nach den Berliner Doping-Prozessen im Jahr 2000 und nach heftiger öffentlicher Kontroverse mit dem ersten Dopingopfer-Hilfegesetz von 2002 endlich Verantwortung übernommen. Durch einen Fonds im Umfang von zwei Millionen Euro konnten 194 Opfer eine Einmalhilfe von je 10.500 Euro erhalten. Die Schäden aber erwiesen sich als bleibend. Ende 2014 verzeichnete die Doping-Opfer-Hilfe (DOH) knapp 700 DDR-Dopinggeschädigte. Sie berichten von schweren Organschäden an Herz, Leber, Lunge, Milz, von Gefäß- und Knochenschäden, Tumorerkrankungen, Fettstoffwechselstörungen sowie von gynäkologischen Schädigungen. 70 Prozent aller Geschädigten sind psychisch erkrankt. In mittlerweile 80 Fällen ist es zu Schäden in der zweiten Generation gekommen. Auch die Todesliste ist mittlerweile lang. Die DOH-Datenbank verzeichnet bislang knapp 60 an Dopingopfern verstorbenen Athletinnen und Athleten. Aufgrund der ständig steigenden Geschädigtenzahl entschloss sich die Bundesregierung nach intensiven Debatten, Anfang 2016 ein zweites Dopingopfer-Hilfegesetz

(18/8040) in Höhe von nunmehr 10,5 Millionen Euro aufzulegen, über das weitere 1.000 Geschädigte Hilfe erhalten. Am 3. Juli 2016 trat es in Kraft. Doch es ist absehbar, dass das Kapitel DDR-Dopingopfer damit nicht ad acta zu legen ist. „Der Blick auf das Doping von Kindern und Jugendlichen in der ehemaligen DDR verändert sich“, hieß es folgerichtig unlängst in der „FAZ“. Aber nicht nur der Blick auf den DDR-Sport wird sich weiter verändern. Es wird auch zunehmend mehr und vor allem Alarmierendes aus der Zeit des organisierten Sports nach 1989 auf den Tisch kommen. Das auch deshalb, weil sich das Problem mit den vielen belasteten Funktionären, Trainern und Ärzten in den gesamtdeutschen Sport hinein verlängert. Der Sport im Land produziert anhaltend Opfer. *Ines Geipel*

Die Autorin war Weltklasse-Sprinterin in der DDR und ist seit 2013 Vorsitzende der Doping-Opfer-Hilfe (DOH).



Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper



Deutscher Bundestag



**Deutsch-Französischer Parlamentspreis
ausgeschrieben**

Der Deutsche Bundestag und die Assemblée nationale verleihen alle zwei Jahre den Deutsch-Französischen Parlamentspreis für wissenschaftliche Arbeiten, die zu einer besseren gegenseitigen Kenntnis der beiden Länder beitragen.

Um die mit 10.000 Euro dotierte Auszeichnung können sich deutsche und französische Staatsbürgerinnen und -bürger bewerben, die ein juristisches, wirtschafts-, sozial-, politik- oder anderes geisteswissenschaftliches Werk verfasst haben, das als selbständige Veröffentlichung erschienen ist.

Bewerbungsschluss ist der 16. September 2016.

Weitere Informationen zum Preis und zu den Bewerbungsvoraussetzungen finden Sie unter:
www.bundestag.de/deutsch-franzoesischer-preis

Kontakt:
Deutscher Bundestag
Wissenschaftliche Dienste
Fachbereich WD 1
Platz der Republik 1
11011 Berlin

Telefon: +49 30 227-38630; Fax: +49 30 227-36464
E-Mail: deutsch-franzoesischer-preis@bundestag.de



Leistungselite mit Tunnelblick

GESUNDHEIT Erschütternde Erkenntnisse über die Nebenwirkungen im Spitzensport. Langfristige Risiken unterschätzt

Es ist der 13. Juli 2014, nachmittags kurz nach 17 Uhr Ortszeit in Brasilien: Deutschland und Argentinien bestreiten seit 17 Minuten das Finale der Fußballweltmeisterschaft. Im vollbesetzten Maracanã-Stadion in Rio de Janeiro ist noch kein Tor gefallen, als der 23-jährige Verteidiger Christoph Kramer von einem Gegenspieler schwer gerammt wird. Mit der Schulter trifft der Argentinier den Deutschen so heftig am Kopf, dass Kramer sofort niedersinkt. Ein knock-out, ein Foul, das nicht einmal geahndet wird. Minutenlang liegt der Deutsche benommen am Boden und wird vom Mannschaftsarzt versorgt, der ihn wenig später zurück auf den Rasen schickt. Der schlaksige Kramer ist rot im Gesicht und schaut aus glasigen, müden Augen, er hat gerade eine schwere Gehirnerschütterung erlitten.

Was in dem Moment niemand ahnt: Kramer läuft völlig orientierungslos auf dem Platz herum. Geleitet wird das Finale vom italienischen Schiedsrichter Nicola Rizzoli, der später berichtet, Kramer sei kurz nach seiner Wiedereinwechslung zu ihm gekommen und habe gefragt, ob das hier das WM-Endspiel sei. Rizzoli hält das zunächst für einen Witz, Kramer wirkt aber gar nicht vergnügt. Und so informiert Rizzoli den deutschen Mitspieler Bastian Schweinsteiger und fordert, Kramer vom Platz zu nehmen, was in der 31. Spielminute auch geschieht. Ein Altraum für den Spieler in dieser Partie, womöglich aber auch sein Glück, denn ein weiterer Schlag dieser Art gegen den Kopf hätte nach Ansicht des renommierten Schweizer Sportmediziners Gery Büsser den jungen Mann töten können. Kramer selbst kann sich später an nichts erinnern, die Zeit auf dem Spielfeld ist wie weggewischt, für ihn ein doppeltes Pech an so einem historischen Tag, an dem die deutsche Elf den WM-Titel holte.

Viele Kopfverletzungen Fälle wie dieser sind im Leistungs- und Spitzensport eher die Regel als die Ausnahme, wenn sie auch nicht immer so lebhaft erörtert werden wie der Fall Kramer oder 1979 der tragische Unfall des Handballers Joachim Deckarm, der bei einem Zusammenstoß auf dem Feld ein schweres Schädel-Hirn-Trauma erlitt, monatelang im Koma lag und seither schwer behindert ist. Gehirnerschütterungen gehören zu den gefährlichsten und häufigsten schweren Verletzungen im Profisport. Vor allem Sportarten, bei denen der Frontalzusammenstoß quasi stilprä-

gend ist, sind prädestiniert für diese Art von Blessuren, etwa Eishockey, American Football oder Rugby. Aber auch beim Skirennen, Boxen, Fußball, Handball oder in der Formel 1 kommt es öfter zu schweren Kopfverletzungen mit teilweise erheblichen physischen wie psychischen Spätfolgen. Und nicht jeder Sportler ist mit einem Helm geschützt.

Wie aus einer Aufstellung der Verwaltungsverfugenossenschaft (VVG), dem größten Träger der gesetzlichen Unfallversicherung und zuständig für Sportvereine, hervorgeht, liegen im bezahlten Sport die Unfälle beim Fußball mit einem Anteil von 65 Prozent weit vorne. Es folgen Handball (16 Prozent) und Eishockey (zwölf Prozent). Kopfverletzungen nehmen bei der Art der Blessuren mit 8,4 Prozent einen vorderen Platz ein. Angeführt wird das Ranking nach einer Auswertung der Versicherungsfälle von 2014 von Verletzungen der Kniegelenke (16,8 Prozent), der Oberschenkel und des Sprunggelenks (15,8 beziehungsweise 15,1 Prozent).

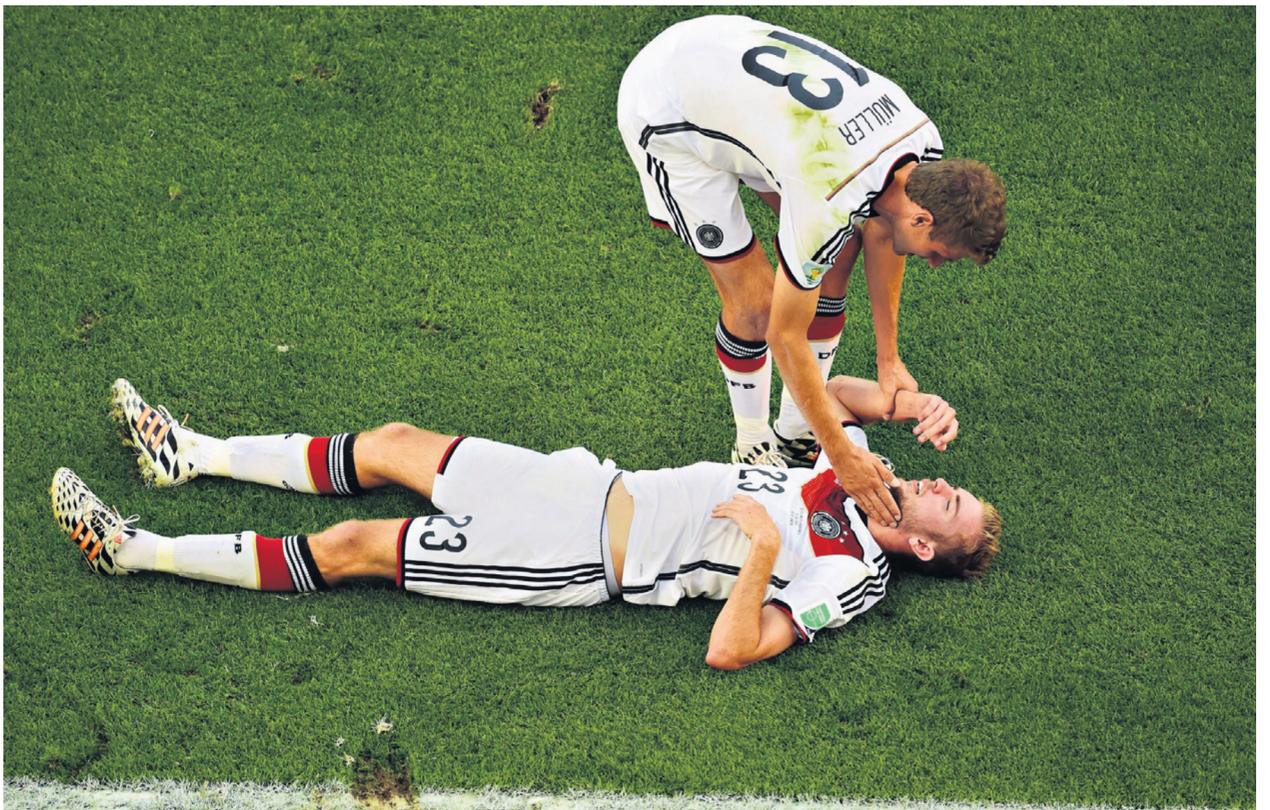
»Spitzen-sportler leben in einer Kultur des Risikos.«

Ansgar Thiel, Sportwissenschaftler

Ob etwas für den Körper nützlich oder schädlich ist, kommt immer auf die Dosierung an. Da macht der Sport keine Ausnahme. Mit regelmäßiger sportlicher Bewegung, da sind sich Mediziner und Psychologen einig, lassen sich Risikofaktoren für zahlreiche schwere Krankheiten mindern. Auf der anderen Seite können sportliche Exzesse zu gravierenden Schäden an Körper und Geist führen, im Extremfall auch zum Tod.

Schmerzmittel gefragt Im Leistungssport werden Mädchen und Jungen schon in frühen Jahren daran gewöhnt, Schmerzen auszuhalten, nicht nur, wenn es um Muskelkater geht. Mit Sprüchen wie „Nur die Harten kommen in den Garten“ machen Funktionäre, Betreuer, Trainer, Ärzte und Konkurrenten klar, wie hoch im Spitzensport die Latte hängt. Turner, Leichtathleten, Tennisspieler oder Ringer lernen schon als Kinder, Verletzungen und Schmerzen als ständige Begleiter zu akzeptieren. Eine Folge davon ist Medikamentenmissbrauch. Mit Schmerzmitteln in der praktischen Familienpackung werden Leistungsdellen und Zweifel ausgeschaltet.

Die junge Leistungselite mit ihrem Tunnelblick ordnet dem sportlichen Erfolg alles andere unter, mit immensen körperlichen, psychischen und sozialen Risiken. Der Sportwissenschaftler Ansgar Thiel von der Universität Tübingen hat in Studien ermittelt, dass Spitzensportler sich so lange gesund fühlen, wie sie ohne gravierende körperliche Beeinträchtigungen ihre Wettkämpfe bestreiten können. Selbst Fieber hält sie nicht zurück,



Fußballer Kramer nach der Attacke eines Gegenspielers. Mit der schweren Gehirnerschütterung hätte er eigentlich auf keinen Fall weiterspielen dürfen.

von diffusen Kopfschmerzen mal ganz abgesehen. Befragungen von Spitzensportlern brachten laut Thiel eine geradezu erschreckende Erkenntnis. So würde ein knappes Viertel der Befragten für einen Weltmeistertitel eine Lebenszeitverkürzung von 30 Jahren in Kauf nehmen, statt mit mittelmäßigen Leistungen 90 Jahre alt zu werden. Spitzensportler, schreibt Thiel in einem Aufsatz, leben „in einer Kultur des Risikos“; Ärzte und Physiotherapeuten gälten als erfolgreich, wenn es gelinge, angeschlagene Athleten gerade vor Großereignissen rechtzeitig einsatzfähig zu machen.

Eine gesundheitsbezogene Perspektive, also die Heilung von Verletzungen im klassischen Sinne, scheint im Spitzensport keine große Bedeutung zu haben. Welche Folgen der oft jahrelange Exzess am eigenen Körper haben kann, machen illustre Beispiele von Prominenten deutlich. So kann Wimbledonssieger Boris Becker (48) mit künstlicher Hüfte beim Tennis nur noch zuschau-

en, und Carl Lewis (55), neunfacher Olympiasieger und einst Weltrekordhalter über 100 Meter und im Weitsprung, leidet an Arthritis und muss befürchten, nach zahllosen Stauungen des Rückens bald nicht mehr laufen zu können. Dass die Parkinson-Erkrankung des unlängst im Alter von 74 Jahren verstorbenen Mohamed Ali womöglich durch die schweren Schläge im Boxring verursacht oder begünstigt worden ist, kann zumindest nicht ausgeschlossen werden. Nachgewiesen ist, dass häufige Gehirnerschütterungen zu chronischen Nervenschädigungen wie Alzheimer oder Amyotropher Lateralsklerose (ALS) führen können. In den USA ist das Thema Gehirnerschütterungen als Folge des Sports inzwischen nicht mehr exotisch, seit ein Zusammenhang vermutet wird zwischen Football und der Chronischen traumatischen Enzephalopathie (CTE), einer Nervenkrankheit mit Symptomen wie Verwirrung, Sprachproblemen, Vergesslichkeit sowie langfris-

tig Demenz und Parkinson. Früher war CTE als Boxersyndrom bekannt mit Auswirkungen, die als Punch-Drunk bezeichnet wurden, weil schwere Kopftreffer dazu führten, dass angeschlagene Boxer wie Betrunkene durch den Ring taumelten. Elternproteste in den USA haben nun dazu geführt, dass in den Fußballvereinen die Kinder vom Kopfballspiel verschont werden sollen. Die Medizinerin Inga Katharina Körte von der Ludwig-Maximilians-Universität München hat in ihrer Forschungsarbeit herausgefunden, dass auch häufige leichte Erschütterungen des Kopfes, wie beim Kopfballspiel, nicht gut für das Gehirn sind. Sogenannte Scherungsverletzungen im Gehirn könnten längerfristig zu Konzentrations- und Gedächtnisstörungen oder zu dementiellen Erkrankungen führen. Eigentlich müssten Fußballer also Helme tragen oder Kopfballer verboten werden. Ob solche Regeländerungen durchsetzbar wären, sei mal dahingestellt. Im-

merhin zeigen Untersuchungen auch, dass viele Leistungssportler sehr körperbewusst leben und seltener zu klassischen Drogen greifen. Wie die vom Bundesinstitut für Sportwissenschaft von 2009 bis 2014 geförderte Studie Individuelles Gesundheitsmanagement im Olympischen Nachwuchssport (GOAL) gezeigt hat, bewerten junge Athleten ihren Gesundheitszustand als gut, freilich in einer Phase des Lebens, wo sie sich für unkaputtbar halten. Gleichwohl haben Jungprofis der GOAL-Studie zufolge mit „spitzensportspezifischen Gesundheitsproblemen“ zu tun, mit Überlastungen bis zum Burn-out, wachstumsbedingten Einschränkungen, Müdigkeit, Ernährungs- oder Gewichtsfragen. Auch werden Schmerzen verheimlicht aus Angst vor dem sportlichen Umfeld. Dies ist gravierend, weil Trainern und Eltern auch in Gesundheitsfragen eine Schlüsselrolle zukommt. Druck kann eine Sportlerkarriere abrupt beenden. **Claus Peter Kosfeld**

»Die Geschichte vom stabilen Sportler ist Quatsch«

INTERVIEW Auch Spitzenathleten leiden unter Depressionen. Oft bleiben solche psychischen Störungen unerkannt

Herr Schneider, wie häufig sind psychische Erkrankungen im Spitzensport, über die ja nicht so oft geredet wird?
Früher ging man davon aus, dass Leistungssportler keine psychischen Probleme haben. Die national und auch international verfügbaren Zahlen zeigen aber, dass psychische Störungen bei Hochleistungssportlern genauso oft vorkommen wie in der Allgemeinbevölkerung. Die Geschichte von den psychisch stabilen Leistungssportlern ist also Quatsch. Möglicherweise treten manche psychischen Erkrankungen bei Leistungssportlern sogar häufiger auf.

Um was für Erkrankungen geht es denn konkret?

Es gibt sportartassoziierte Erkrankungen, zum Beispiel Anorexie bei ästhetischen Sportarten wie Kunstspringen oder Turnen, aber auch beim Boxen, wo es darum geht, das Körpergewicht ständig nach oben oder unten zu regulieren. Essstörungen sind hier weit verbreitet. Suchterkrankungen treten hingegen eher bei Gruppensportarten auf. Häufig sind ferner Depressionen oder das, was als Burnout bezeichnet wird. Noch viel häufiger sind Angsterkrankungen. Schlafstörungen kommen auch gehäuft vor, weil Spitzensportler auf verschiedenen Kontinenten in unterschiedlichen Zeitzonen aktiv sind. Viele müssen auch abends noch Wettkämpfe bestreiten, wo andere schon in der Ruhephase sind. Durch die hohe emotionale Belastung ist dann auch die Schlafqualität oftmals beeinträchtigt.

Gibt es Unterschiede zwischen Männern, Frauen oder Jugendlichen, was psychische Störungen angeht?

Psychische Erkrankungen sind grundsätzlich etwas häufiger bei Frauen als bei Männern, vor allem depressive, also affektive Störungen. Jugendliche Leistungssportler sollten psychosozial betreut werden. Manche Eltern schützen ihre Kinder sehr, andere setzen alles daran, Gewinn zu machen. Da müssen die Trainer moderieren, damit



Professor Frank Schneider ist Psychiater und Psychologe an der Uniklinik Aachen.

Jugendliche psychisch nicht überfordert werden. Kinder müssen zwischendurch auch ihre eigenen Interessen verfolgen können und dürfen in der verletzlichen Phase des Hochleistungssportes nicht wie kleine Erwachsene behandelt werden. Wenn sie später irgendwann aus dem Leis-

tungssystem herausfallen, können sie ihre Jugendzeit nicht nachholen.

Druck ist Teil des Leistungssystems. Wie gehen Spitzensportler damit um?

Leistungsdruck ist keine sportspezifische Erfahrung, das kennen die meisten Leute auch aus ihrem Beruf. Leistungssportler sind eine sehr inhomogene Gruppe. Es gibt die typischen Einzelkämpfer, wie etwa beim Schwimmen, wo nur einmal in vier Jahren auf den Punkt genau eine Topleistung abgerufen werden muss, und dann gibt es zum Beispiel Profifußballer, die stehen jede Woche auf dem Platz und kennen die Situation aus jahrelanger, regelmäßiger Erfahrung genau. Da wirkt sich der Stress sehr unterschiedlich aus.

Kritische Phasen im Sportlerleben sind Verletzungen und das Karriereende. Welche Folgen für die Psyche hat das?

Wenn sich Leistungssportler vor einem wichtigen Ereignis wie Olympischen Spielen schwer verletzen, dann ist das eine Art Lebensknick, so hat es einmal ein Sportler ausgedrückt. Das kommt ganz unerwartet, die Sportler sind dann völlig hilflos. Das Karriereende ist hingegen oft berechenbarer, aber geplant ist es selten. Fußballer spielen in der einen Woche vor 60.000 Zuschauern und eine Woche später ist ihre Karriere vorbei. Viele Sportler haben keine zweites berufliches Standbein und leiden dann zusätzlich unter Existenzängsten.

Wie sind Mental-Coaches im Spitzensport einzuschätzen?

Mental-Coach kann sich jeder nennen. Das ist ein riesengroßes Problem, da tummeln sich viele Leute, die keine spezifische Ausbildung haben. Daneben gibt es die seriöse Sportpsychologie. Ihr Zweck ist meist die

Leistungssteigerung, nicht das Erkennen und Behandeln von Erkrankungen. Mental-Coaches oder auch Sportspsychologen in Vereinen haben in der Regel aber keine klinische Ausbildung wie Psychiater und keine klinischen Erfahrungen, etwa mit Depressionen. Von Mental-Coaches sollte man daher nicht erwarten, dass sie psychische Erkrankungen erkennen, präventiv eingreifen oder gar therapieren können. Auch Trainer können psychische Erkrankungen nicht diagnostizieren.

Wer kümmert sich eigentlich um psychisch kranke Sportler?

Nach dem Suizid von Fußball-Torwart Robert Enke 2009 wurde die Robert-Enke-Stiftung gegründet. Sie unterstützt Initiativen gegen Depression und fördert Forschungs- und Aufklärungsarbeiten zu dem Thema. Auf der Stiftungs-Homepage gibt es auch eine Hotline, die können Sportler oder Angehörige eine erste Hilfestellung in Notlagen bekommen. Nach dem Tod Enkes haben wir als wissenschaftliche psychiatrische Fachgesellschaft das Referat „Sportpsychiatrie und -psychotherapie“ gegründet. Und wir haben eine Art Netz über Deutschland gelegt, Zentren für psychische Erkrankungen von Leistungssportlern, wo viele Universitätskliniken als erste Ansprechpartner da sind bei psychischen Problemen. Die Aufmerksamkeit für psychische Störungen ist nach dem Fall Enke heute deutlich größer, das gilt für Verbände, Vereine, Sportler und Angehörige. Leistungssportler sind ja auch nur Menschen.

Das Gespräch führte Claus Peter Kosfeld. |

Professor Frank Schneider ist Direktor der Klinik für Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik an der Uniklinik RWTH Aachen.

Faszination Paralympics

BEHINDERTE Herausforderungen für Ärzte und Trainer

Der Weitspringer Markus Rehm, die Basketballerin Marina Mohnen und der Segler Heiko Kröger treten in Rio de Janeiro als Favoriten auf eine Goldmedaille an – und trotzdem sind ihre Namen weitgehend unbekannt. Sie sind deutsche Teilnehmer der Paralympischen Spiele, die vom 7. bis 18. September ausgetragen werden. Leistungssport treiben mit einer Behinderung? Das passt in den Köpfen vieler Menschen noch immer nicht so recht zusammen – trotz der mittlerweile bemerkenswerten Erfolge und Biografien deutscher Para-Sportler.

Auch viele Ärzte stünden dem Leistungssport Behinderter skeptisch gegenüber und begründeten dies mit einer möglichen Verschlimmerung der Behinderung, schreiben die Autoren einer Studie im Deutschen Ärzteblatt. Die Sorge sei jedoch unbegründet. Eine Verstärkung von Behinderungen durch intensives Sporttreiben sei bei paralympischen Sportlern bisher nicht nachgewiesen worden. Das Überlastungsrisiko der gesunden Körperpartien aufgrund der einseitigen Belastung werde häufig überschätzt, die Leistungsfähigkeit der körperlichen Restfunktion dagegen unterschätzt. Ignoriert würden oft die vielen gesundheitlichen und sozialen Vorteile, die der Sport auch Menschen mit Behinderung biete.

Jürgen Kosel ist seit 2007 leitender Sportarzt des Deutschen Behindertensportverbandes (DBS) und wird das deutsche paralympische Team in Rio hauptverantwortlich betreuen. Er sagt: „Wenn man als Sportler eine körperliche Einschränkung hat, muss man dies an anderer Stelle irgendwie kompensieren und das kann durchaus zu einer Überlastung führen.“ Als Beispiel nennt Kosel den ober-schenkelamputierten Hochspringer, der auf einem Bein anläuft und abspringt. „Die Tausenden Sprünge im Training und Wettkampf belasten Knie, Hüfte und Sprünge-

lenke natürlich viel höher als bei einem nichtbehinderten Athleten mit zwei Beinen“, erklärt er. Es komme deshalb auf den richtigen Trainingsaufbau an. Die Trainer stünden vor der Herausforderung, die sportartspezifischen Bewegungsabläufe der Behinderung entsprechend anzupassen. „Manchmal muss man Sportler auch bremsen und sagen: ‚Hör mal, diese Sportart ist nichts für dich, damit schädigst du dich zu sehr‘“, sagt Kosel. Neben den üblichen Sportverletzungen müssen sich Mediziner im Behindertensport um sehr spezifische Probleme kümmern. Stürze mit dem Rollstuhl etwa führen häufig zu schlimmeren Verletzungen, weil der Sportler in seinem Sportgerät festgeschnallt ist und kaum Möglichkeiten hat, den Fall abzufangen. Bei Sportlern mit Prothesen kann es zu Druck- und Scheuerstellen am Stumpf kommen. Schwerstbehinderte Athleten benötigen zusätzliches Pflegepersonal. Auf 100 Sportler kommen im paralympischen Team daher rund 60 Betreuer. Damit ist laut Kosel die Betreuerquote aber nur um zehn Prozent höher als im nicht behinderten Team, in dem im Schnitt 50 Betreuer je 100 Athleten abgestellt seien.

Mit den Paralympics in London 2012 habe der Behindertensport eine nie dagewesene mediale Öffentlichkeit und damit einen enormen Schub bekommen, sagt DBS-Präsident Friedhelm Julius Beucher: „Wir sind noch längst nicht am Ende unserer Entwicklung angekommen. Diese Faszination, die von den Spielen ausgeht, wollen und müssen wir nutzen für den gesamten Behindertensport in Deutschland.“ Der DBS wird voraussichtlich 140 bis 145 Athleten nach Rio entsenden. Verkündet wird das endgültige Team am 1. August in Berlin. **Florian Zimmer-Amrhein**

Der Autor ist freier Journalist in Berlin.

Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper



Nach Kienbaum kommen sie (fast) alle. Ob Leichtathleten, Turner, Kanuten oder Gewichtheber – so gut wie alle deutschen Medaillenhoffnungen für die Olympischen Spiele 2016 in Rio de Janeiro bereiten sich in dem unweit von Berlin und doch mit ländlicher Ruhe gesegneten Bundesleistungszentrum (BLZ) vor. Mit den meisten Athleten steht Klaus-Peter Nowack auf Du und Du. Nowack ist der Geschäftsführer des BLZ Kienbaum und recht stolz auf seine Anlage. „Bei uns passt alles zusammen. Wir haben hier super Unterkünfte, super Verpflegung und optimale Trainingsbedingungen“, sagt er. Als Highlights führt Nowack unter anderem „die modernste Kunstturnhalle der Welt“ auf, ein 8,4 Millionen teurer Neubau mit einer Länge von 74 Metern und einer Breite von 38 Metern sowie 2400 qm Trainingsfläche. Vom Institut für Angewandte Trainingswissenschaften (IAT) entwickelte Messeinrichtungen bieten in Kienbaum seit 2013 für Kugelstoßer sowie Diskus- und Speerwerfer optimale Analysemöglichkeiten. Dazu kommt die höchste Trainingshalle für Volleyball weltweit, hervorragende Wassersportbedingungen auf dem Liebenberger See, Radsportstrecken und Leichtathletikanlagen mit allem, was das Sprinter-, Geher- oder auch Langstreckenherz begehrt. Inklusiv einer Minus-110-Grad-Kältekammer zur Regenerierung. Die sagenumworbene Unterdruckkammer aus der Zeit, als die DDR-Athleten hier für die Medaillenjagd fitgemacht wurden, ist nur noch museal vorhanden. Wobei es das Wort Kammer nicht ganz trifft. Es gab durchaus großzügige Trainingsanlagen und Aufenthaltsräume, in denen das kostenintensive Höhentrainingslager im kapitalistischen Ausland simuliert wurde. Das braucht es inzwischen nicht mehr. Auch sonst erinnert nicht mehr viel an diese Zeit – alles in Kienbaum entspricht neuesten Standards.

Turnböden für Rio „Wir sind Dienstleister für die Athleten und Trainer und versuchen, deren Wünsche auch umzusetzen“, sagt Klaus-Peter Nowack. Wettkampfnähe Bedingungen zu bieten, lautet das Ziel. Der Geschäftsführer macht es am Beispiel der Turner deutlich. „Die Turnböden müssen zu Rio passen“, sagt er. „Der Boden, auf dem dort geturnt wird, den müssen wir natürlich auch hier haben.“ Schließlich gebe es unterschiedliche Härtegrade. „Da kann man auf dem einen 30 Zentimeter höher springen als auf dem anderen.“ Die Turner um Fabian Hambüchen und Marcel Nguyen, Medaillengewinner bei den Spielen 2012 in London, können sich freuen. Sie bereiten sich mit der kompletten Mannschaft in Kienbaum auf Rio vor. Das gleiche, so Nowack, gelte für die Kanuten, die mit der gesamten Mannschaft nach Kienbaum kommen, angeführt vom 2012-Olympiasieger Sebastian Brendel. Diskus-Olympiasieger Robert Harting legte schon 2012 den Grundstein für seinen Erfolg im BLZ Kienbaum. Ebenso wie Kugelstoßer David Storl, Mehrkämpfer Rico Freimuth, Radsport-Olympiasiegerin Kristina Vogel und viele andere deutsche Top-Athleten holt er sich auch 2016 für die Spiele von Rio hier den Feinschliff.

Vom Bund gefördert Das Ganze gibt es natürlich nicht zum Nulltarif. 4,4 Millionen Euro an Steuermitteln hat der Bund allein im Jahr 2015 für Kienbaum locker gemacht, wie aus der Antwort der Bundesregierung (18/7795) auf eine Kleine Anfrage der Linksfraktion hervorgeht. Das BLZ Kienbaum ist das einzige Bundesleistungszentrum, das komplett vom Bund gefördert wird – in Abstimmung mit dem Deutschen Olympischen Sportbund

Im Dienst der Athleten

LEISTUNGSZENTREN Der Spitzensport kann sich auf ein breit gefächertes Stützpunktsystem verlassen



Der Turner Marcel Nguyen während des Trainings im Bundesleistungszentrum Kienbaum

© picture-alliance/dpa

(DOSB)“, wie Geschäftsführer Nowack betont. Angst davor, als Folge der geplanten Reform im Bereich der Spitzensportförderung die Mittel gekürzt zu bekommen, hat er nicht. „Wir haben die Unterstützung des Bundesinnenministeriums, des Bundestags und des DOSB“, ist er sich sicher.

Neben Kienbaum existieren noch zwei weitere Bundesleistungszentren: Duisburg-Sport für den Kanusport und die Sportschule Hennef mit den Schwerpunkten Judo, Boxen und Ringen. Mit 700.000 Euro (Hennef) und 43.000 Euro (Duisburg) liegen die Kosten, die der Bund zu dem auch nur teilweise trägt, deutlich unter dem, was Kienbaum jährlich verschlingt.

Zum sogenannten Stützpunktsystem des deutschen Sports gehören auch die Olympiastützpunkte (OSP), laut DOSB als „Betreuungs- und Serviceeinrichtungen für Bundeskaderathleten und -athleten sowie deren Trainerinnen und Trainer“ gedacht. Derzeit existieren 19 Olympiastützpunkte – allein vier in Ba-

den-Württemberg und drei in Nordrhein-Westfalen. 2015 wurden für die 19 Stützpunkte Steuermittel in Höhe von 45,7 Millionen Euro aufgewendet. Der Bund übernahm davon rund 70 Prozent (32,3 Millionen Euro).

Sportschulen Angebunden an die Olympiastützpunkte sind wiederum die Eliteschulen des Sports. An 43 Eliteschulen mit 108 Haupt-, Real- und Gesamtschulen sowie Gymnasien werden derzeit nach Angaben des DOSB mehr als 11.500 Talente gefördert. Das Konzept zeigt Erfolg. Von den 392 Mitgliedern der deutschen Olympiamannschaft 2012 sind 104 an Eliteschulen gefördert worden. Diese 26,6 Prozent stellen 34,9 Prozent (30 von 86) derjenigen Athleten, die in London eine Medaille gewannen.

Vor Rio hat der DOSB seine Zielvorstellungen bekannt gegeben. Mindestens 38 deutsche Medaillen sollen es sein. Zu verdanken wäre dies auch den BLZ, OSPs und Eliteschulen. Götz Hausding

KOMPAKT

Stützpunktsystem

> **BLZ** Mit Kienbaum, Duisburg und Hennef gibt es drei Bundesleistungszentren, die im Jahr 2015 rund fünf Millionen Euro kosteten. Allein in das zu einhundert Prozent vom Bund geförderte BLZ Kienbaum wurden 4,4 Millionen Euro investiert.

> **OSP** Die 19 Olympiastützpunkte verteilen sich auf 13 Bundesländer. Insgesamt lagen die Kosten der OSP 2015 bei 45,7 Millionen Euro. Der Bundesanteil betrug 32,3 Millionen Euro (70 Prozent).

> **Sportschulen** An 43 Eliteschulen des Sports mit 108 Haupt-, Real- und Gesamtschulen sowie Gymnasien werden derzeit mehr als 11.500 Talente gefördert. Die Schulen haben ein Internat und sind an Olympiastützpunkte gebunden.

Reformversuch hinter den Kulissen

FÖRDERUNG DOSB und BMI wollen neues Konzept für den Spitzensport. Der Sportausschuss pocht auf Mitsprache

Das Ziel wurde deutlich verfehlt. Statt der erwarteten 86 Medaillen, kehrten die deutschen Olympioniken lediglich mit 38 von den Sommerspielen 2012 aus London zurück. Die Enttäuschung war groß – auch später noch im Rückblick bei Sportminister Thomas de Maizière (CDU), der davon sprach, dass eigentlich – auch mit Blick auf die finanzielle Förderung des Spitzensports durch die Steuerzahler – ein Drittel mehr hätte drin sein müssen. Schließlich werden jährlich für den Leistungssport aufgewendet. Zusammen mit dem auch für den Sport zuständigen Bundesinnenministerium (BMI) arbeitet der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) deshalb an einem neuen Konzept für die Spitzensportförderung. Dabei geht es aber nicht um eine simple Erhöhung der Fördersumme. Vielmehr soll diese effizienter eingesetzt werden. Darin war sich der Minister mit dem Präsidenten des DOSB, Alfons Hörmann, einig, als sie im März 2015 gemeinsam vor die Presse traten.

„Partnerschaftlich, Hand in Hand“ und unter Einbeziehung von weiteren Experten wolle man die Strukturen begutachten und anpassen, kündigten sie damals an. „Natürlich“ werde man auch mit dem Sportausschuss kooperieren und dann zu einem geeigneten Zeitpunkt eine Gesamtempfehlung vorlegen, sagte de Maizière. Dieser Zeitpunkt soll nun der 19. Oktober sein. Dann soll dem Sportausschuss des Bundestages das fertige Konzept vorgelegt werden. Zwischendurch werde man keine Wasserstandsmeldungen abgeben, kündigte de Maizière für Sport zuständiger Staatssekretär Ole Schröder (CDU) an. Diese Ankündigung sorgte für einigen Unmut bei einigen Abgeordneten des Ausschusses, sie fühlen sich übergangen.

Medaillenpotentiale Ziel der Neuordnung ist es, weg vom Gießkannenprinzip hin zu einer punktuellen Förderung einzelner Athleten zu kommen. „Das Fördersystem soll von einer eher retrospektiven Betrachtung der Verbände hin zu einer auf Potentialanalyse gestützten, perspektivisch ausgerichteten Förderung umgestellt werden. Sie soll sich verstärkt auf Sportarten mit Medaillenpotenzial konzentrieren“, erläutert eine BMI-Sprecherin auf Anfrage. Verbände ohne Medaillenpotenziale könnten also künftig leer ausgehen. Die Ministeriums-sprecherin wollte das weder bestätigen noch dementieren. Über Konsequenzen, die sich aus der künftigen Förderstruktur für die einzelnen Bundessportfachverbände ergeben werden, könne gegenwärtig noch keine Aussage getroffen werden, betont sie. Der DOSB war zu keiner Stellungnahme in dieser Frage bereit. Trotz der zunächst ausgetragenen Einigkeit zwischen BMI und DOSB tobt hinter den Kulissen nun ein Streit darüber, wer schlussendlich das Sagen hat. Der DOSB möchte gern – wie bislang auch – selbst über die Verteilung der Gelder entscheiden. Das BMI will

diese Monopolstellung aber gern brechen und stärker als in der Vergangenheit sportwissenschaftliche Fachkompetenz – auch aus dem universitären Bereich – einbinden. Sylvia Schenk von Transparency International (TI) warnt daher: „Es kann nicht um einen Machtkampf BMI gegen DOSB gehen und die Frage, wer künftig entscheiden darf.“ Doch auch innerhalb des organisierten Sports scheinen die Nerven blank zu liegen. So berichtete die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ Ende Juni, dass DOSB-Chef Hörmann die Vertrauensfrage gestellt habe. Grund dafür: Der Sprecher der Spitzenverbände im DOSB, Siegfried Kaidel, soll an der DOSB-Spitze vorbei versucht haben, ein Treffen der Verbände mit dem BMI zu verabreden. Hörmanns Vorwurf nach Angaben der Zeitung: Kaidel versuche, erste „Verhandlungsstrategien“ zu erarbeiten. Eine Woche später hatte man sich

zusammengerauft. „Entstandene Missverständnisse“ seien ausgeräumt worden, hieß es.

Kein »Blanko-Check« Völlig außen vor bei der Diskussion um die künftige Spitzensportförderung blieb bisher der Bundestag, der letztlich über den Haushaltsausschuss die Mittel für die Sportförderung freigeben muss. Im Sportausschuss wird die Kritik am Vorgehen von DOSB und BMI immer lauter: „Wir hoffen sehr, dass wir bei der Vorstellung des neuen Spitzensportförderkonzepts nicht vor vollendete Tatsachen gestellt werden“, sagt etwa die Obfrau der Fraktion Bündnis 90/Die Grünen, Monika Lazar. Der Sportausschuss müsse sich aktiv mit einbringen und dürfe die Reform nicht nur DOSB und BMI überlassen. Ähnlich sieht man das bei der SPD-Fraktion. Deren Obfrau im Ausschuss, Michaela Engelmeier, fordert: „Wir müssen rechtzeitig, transparent und umfassend über die Reform-Vorhaben informiert werden, da es einen »Blanko-Check« nicht geben wird.“ Bei der Union bleibt man gelassen. Frank Steffel (CDU), Obmann im Sportausschuss, sagt: „Selbstverständlich werden wir uns ausführlich mit dem Minister und dem DOSB austauschen und auch eine Anhörung dazu durchführen.“ Schärfer formuliert es die Vorsitzende des Sportausschusses, Dagmar Freitag (SPD).

Der Ausschuss habe den Plan von DOSB und BMI durchkreuzt. „Wir wünschen uns nicht nur ein Mitsprache- und Mitberatungsrecht, sondern erwarten es und werden es uns nehmen“, kündigt sie an (siehe „Parlamentarisches Profil“ auf Seite 2). Mehr Öffentlichkeit – über den Bundestag hinaus – fordert Sylvia Schenk von Transparency International: „Wir brauchen eine Debatte darüber, welche Art von Spitzensport wir uns eigentlich leisten wollen und warum. Solange das nicht passiert, müssen wir uns nicht wundern, dass es bei einem Referendum keine Mehrheit für Olympia gibt.“ hau

»Es kann nicht um einen Machtkampf BMI gegen DOSB gehen.«

Sylvia Schenk, Transparency International

»Wir werden uns ein Mitsprache- und Mitberatungsrecht nehmen.«

Dagmar Freitag (SPD)

Anzeige

Aus der Uniform ins Sporttrikot

BUNDESWEHR Sportsoldaten werden in Rio wieder ein Drittel des deutschen Olympiateams stellen

Wenn in der kommenden Woche das olympische Feuer in Rio de Janeiro entzündet wird und der Wettkampf um die prestigeträchtigen Medaillen entbrennt, werden auch zahlreiche Bundeswehrsoldaten und -soldatinnen wieder mit von der Partie sein. 125 von voraussichtlich 450 deutschen Athleten sind es diesmal. Damit stellen die Sportsoldaten wie schon bei den Sommerspielen in London 2012 rund ein Drittel des deutschen Olympia-Teams. 17 von ihnen gewannen damals Medaillen, darunter auch fünf goldene. In Rio soll dieser Erfolg zumindest eingestellt, wenn möglich noch gesteigert werden. Damit dies gelingt, lief das Training der bundesweit 15 Sportfördergruppen bis zuletzt auf Hochtouren. Allein mehr als 400 olympische Sommersportler stehen im Dienst der Bundeswehr.

Während die Bundeswehr-Athleten in der Regel 30 Prozent ihrer Dienstzeit militärischen Aufgaben und 70 Prozent dem Training widmen, sind sie bei der Vorbereitung auf olympische Spiele vollständig vom Dienst befreit. Sie sollen ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Wettkampf richten und bekommen dafür in den Leistungszentren des DOSB und der Spitzenverbände ideale Trainingsbedingungen gestellt. Aktuell rund 35 Millionen Euro pro Jahr



Maria Kurjo kämpft in Rio für Medaillen im Wasserspringen.

© picture-alliance/dpa

längert werden. Das passiert freilich nur, wenn die sportliche Leistung stimmt. Zugleich gilt: Ohne eine Förderung, die die nötigen Trainingsmittel und eine finanzielle Grundsicherung stellt, sind Leistungen auf Weltniveau heute kaum mehr zu erreichen. Ein frühes Aus in der Qualifikation kann also mitunter das Ende der sportlichen Laufbahn bedeuten.

Sportsoldaten müssen nur eine verkürzte Grundausbildung von acht Wochen leisten, sind an militärischen Einsätzen prinzipiell nicht beteiligt, bekommen in der Regel mehr Förderung und mediale Aufmerksamkeit und beziehen trotz allem ein volles Soldatengehalt. Nicht alle Kameraden finden das fair.

Turnspringer und Stabsunteroffizier Patrick Hausding sagt aber: „So, wie andere innerhalb der Bundeswehr ihren jeweiligen Auftrag haben, erfüllen auch wir den unsrigen und geben dafür alles. Nimmt man den Slogan »Wir. Dienen. Deutschland!«, dann dienen auch wir Deutschland. Schließlich repräsentieren wir unser Land weltweit.“ Der amtierende, neunfache Europameister im Synchronspringen gewann 2008 in Peking olympisches Silber und möchte in diesem Jahr gemeinsam mit seinen Kameraden Sascha Klein und Stephan Feck den Sprung auf das oberste Podest

schaffen. Die drei gehören zu den großen Medaillenhoffnungen aus dem Förderkader der Bundeswehr. Die eigentlichen Stars unter den Sportsoldaten wie Turner Marcel Nguyen, der in London zweimal Silber gewann, oder die amtierende Weltmeisterin im Kugelstoßen Christina Schwanitz taten sich schwerer. Sie qualifizierten sich erst spät und müssen ihre Bestform noch finden. Auch der wohl prominenteste Athlet der Bundeswehr, Diskuswerfer Robert Harting, musste lange um seine Olympia-Teilnahme bangen. Seit einem Kreuzbandriss vor zwei Jahren schien der Olympiasieger von 2012 vom Verletzungspech verfolgt. Zur Deutschen Meisterschaft im Juni konnte Harting aber seinen Titel verteidigen und löste damit doch noch das Olympia-Ticket. Damit es auch für die Titelverteidigung in Rio reicht, wird er allerdings noch eine Schippe drauf legen müssen.

Florian Zimmer-Amrhein

Der Autor ist freier Journalist in Berlin.

Die kompletten Bewerbungsunterlagen sind bis zum 30. Juli 2016 an folgende Adresse zu senden:

Deutscher Bundestag
Fachbereich WD 1
Wissenschaftspreis
Platz der Republik 1
11011 Berlin

Mail: vorzimmer.wd1@bundestag.de
Telefon: +49 30 227-38629, -38630
Fax: +49 30 227-36464
Internet: www.bundestag.de/wissenschaftspreis

Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper

QR code



Deutscher Bundestag

Deutscher Bundestag schreibt Wissenschaftspreis 2017 aus

2017 wird der Deutsche Bundestag wieder einen Wissenschaftspreis verleihen. Er würdigt hervorragende wissenschaftliche Arbeiten der jüngsten Zeit, die zur Beschäftigung mit den Fragen des Parlamentarismus anregen und zu einem vertieften Verständnis parlamentarischer Praxis beitragen. Der Preis ist mit 10.000 Euro dotiert.

Wissenschaftliche Arbeiten können sowohl vom Autor/von der Autorin selbst als auch durch Dritte vorgeschlagen werden. Die Werke müssen in dreifacher Ausfertigung und nach Abschluss der gegebenenfalls vorangegangenen akademischen Verfahren eingereicht werden. Der Bewerbung ist ein Lebenslauf beizufügen. Berücksichtigt werden nur bereits publizierte Arbeiten, die seit dem 1. Juni 2014 erschienen sind.

Eine Fachjury aus Wissenschaftlern unterschiedlicher Fachgebiete entscheidet über die Vergabe des Preises.

Die kompletten Bewerbungsunterlagen sind bis zum 30. Juli 2016 an folgende Adresse zu senden:

Deutscher Bundestag
Fachbereich WD 1
Wissenschaftspreis
Platz der Republik 1
11011 Berlin

Mail: vorzimmer.wd1@bundestag.de
Telefon: +49 30 227-38629, -38630
Fax: +49 30 227-36464
Internet: www.bundestag.de/wissenschaftspreis



Der kalkulierte Jubel

GROSSEREIGNISSE Spitzenpolitiker profitieren von den starken Emotionen bei bedeutenden Sportveranstaltungen

Es ist eines der Bilder, die leicht im kollektiven Gedächtnis haften bleiben im Rückblick auf die Fußball-Europameisterschaft 2016 in Frankreich. Das Bild zeigt die Tränen, die Frankreichs Spieler Blaise Matuidi bei der Übergabe der Silbermedaille vergießt. Und es zeigt Francois Hollande, der den traurigen Spieler tröstend in den Arm nimmt. Hollande, der französische Staatspräsident, der Politiker der Sozialistischen Partei, der Mann, der derzeit sondiert, ob er sich 2017 zur Wiederwahl stellen soll. Längst hat man sich daran gewöhnt, dass bei sportlichen Großereignissen Politiker auf der Ehrentribüne Platz nehmen – manche nur bei der Eröffnung oder in der Finalrunde, andere bei so gut wie jedem Spiel ihrer Auswahlmannschaften. Die Politik nutzt dabei den Umstand, dass die Einschaltquoten bei Turnieren wie der EM oder auch bei den Olympischen Spielen gigantisch hoch sind. Die Anwesenheit der politischen Prominenz wird auch von Verbänden und Vereinen gewünscht. Jeder Landtagsabgeordnete weiß von empörten Zuschriften zu berichten, wenn einmal das entscheidende Pokalspiel eines Verbandsligisten aus dem Wahlkreis versäumt wurde.

»Nach Niederlagen wird man schnell für alles verantwortlich gemacht.«

Ingo Wellenreuther (CDU)

Echte Emotionen Auf der großen Bühne birgt die Präsentation Chancen und Risiken für das Image des Politikers. Dass Kanzlerin Angela Merkel (CDU) bei der Fußball-Weltmeisterschaft in Südafrika 2010 nach dem Sieg gegen Argentinien in der Kabine der DFB-Elf vorstellig wurde, hat ihr neben Zustimmung auch Kritik eingebracht. Die Art und Weise, wie sie bei den Spielen mitfieberte, ließ sie aber parteiübergreifend in einem anderen Licht erscheinen. Die sonst so kontrollierte Kanzlerin zeigte Emotionen, die echt wirkten. Doch die Nähe birgt für die Politik auch Gefahren. Mancher Beobachter dürfte sich beim Anblick der eingangs erwähnten Szene vom Finale in St. Denis bei der Frage erappt haben, wer denn nun eigentlich den nötigen Trost nötig habe, der unglückliche französische Spieler oder der Spitzenpolitiker, der jede gute Nachricht braucht, um aus dem Umfragetief herauszukommen? Doch selbst der zweite Platz bei der EM bedeutet für den zuletzt wenig erfolgreichen französischen Fußball einen Imagegewinn – und damit auch für den Staatspräsidenten, dessen Gegenwart Nationaltrainer Didier Deschamps lobend erwähnte. Der Freiburger Politikwissenschaftler Ulrich Eith sagt: „Solche Veranstaltungen nutzen per Saldo sowohl der Politik als auch

dem Sport.“ Die Gegenwart von Politikern werde vor Ort vor allem als Anerkennung der eigenen Leistung interpretiert. „Wenn man die Politiker bei solchen Veranstaltungen nicht sieht, werden sie kritisiert.“ Entscheidend sei allerdings die Frage, ob sie die Sensibilität besitzen, sich mit der Rolle des Beobachters zu bescheiden: „Die Hauptakteure sind die Sportler, daran darf sich nichts ändern.“ Ein Politiker, der zu spät zum Spiel kommt und den Stadionsprecher dazu nötigt, während des Spiels eine Durchsage zu machen, die auf den prominenten Gast hinweist, komme meist schlecht an. „Es ist allerdings auch eine Frage des Demokratieverständnisses. Politiker sollen mitten in der Gesellschaft leben und zu der gehört nicht zuletzt der Sport.“ Eine Sichtweise, wonach „die Politiker“ eine eigene Kaste seien, die von den Wählern streng zu trennen wären, lehnt Eith ab.

Große Bekanntheit Der Richter Ingo Wellenreuther aus Karlsruhe ist seit 2002 Bundestagsabgeordneter, und heute zudem Präsident des örtlichen Zweitligisten, bei dem er seit 1981 Mitglied ist. In der baden-württembergischen Stadt dürften ihn viele Menschen zuerst mit den drei Buchstaben KSC und erst dann mit denen der CDU in Verbindung bringen. Dass die Fußball-Nähe den Bekanntheitsgrad massiv erhöht, weiß Wellenreuther, der allerdings zu bedenken gibt, dass er damit auch der Konjunktur des Sports unterworfen ist: „Nach Niederlagen wird man von manchen Menschen schnell für alles verantwortlich gemacht, was in ihren Augen nicht gut läuft.“ Allerdings, sagt Wellenreuther, würde ihm das noch häufiger passieren, wenn sein Interesse am KSC nicht über Jahrzehnte dokumentiert sei. „Die Menschen haben ein Gefühl dafür, so ein Engagement nachhaltig ist oder nicht. Und Kompetenz hat auch noch nie geschadet.“ Politiker, deren Affinität zu einer Sportart oder einem Verein über lange Jahre bekannt sei, verfügten über eine andere Glaubwürdigkeit als solche, die nur zu Wahlkampfzeiten Termin-Hopping mit einer Sporthalle als Zwischenstopp betrieben. Manche Aktion wirft freilich schon Fragen auf. 2015 organisierten die Freiburger Grünen eine Veranstaltung mit Ministerpräsident Winfried Kretschmann (Bündnis 90/Die Grünen) und dem Trainer des SC Freiburg, Christian Streich. Nach Auskunfts des Fußballclubs gab es dabei im Nachgang kaum Kritik daran, dass die Grünen mit dem Trainer auf einem offiziellen Plakat waren. Zum einen wohl nicht, weil er kei-



Der französische Präsident Francois Hollande (Mitte) war beim EM-Finale der Fußballnationalmannschaften Frankreichs und Portugals in Paris ebenso Tribüngast wie Premierminister Manuel Valls (links).

ne direkte Wahlempfehlung ausgesprochen hatte. Zum anderen auch, weil viele Äußerungen Streichs in den vergangenen Jahren auf eine inhaltliche Nähe zwischen dem Trainer und der Partei des Ministerpräsidenten hindeuten. Die Veranstaltung stand also insofern nicht unter Generalverdacht. Allerdings dürfte beiden Seiten die Makroebene bewusst gewesen sein. Der SC hat beim Neubau seines Stadions Landesmittel in Höhe von elf Millionen Euro einkalkuliert. Und der Ministerpräsident dürfte gewusst haben, dass eine gemeinsame Veranstaltung mit einem in Freiburg verwurzelten und beliebten Prominenten nicht zu seinem Schaden ist.

Antike Vorbilder Dass Sport und Politik wechselseitige Abhängigkeiten aufweisen, ist kein neues Phänomen. Schon im alten Rom oder in Olympia wussten die Regierenden um die Attraktivität des Sports, dessen Veranstaltungen im Gegensatz zu denen der Hochkultur schnell zu Massenergebnissen wurden. Und wie damals ist der

Sport auch anno 2016 auf die Politik angewiesen – etwa wenn es um neue Stadien und Sporthallen geht oder um die Finanzierung sportpolitischer Aktionen wie die Antirassismus- oder Anti-Doping-Kampagnen der Fußballverbände. „Auch wenn in Deutschland die Autonomie des Sports gilt, ist der Sport in großen Teilen abhängig von der Finanzierung durch die Politik“, sagt Monika Lazar, die für die Grünen im Sportausschuss des Bundestages sitzt. Dass Politik und Sport interagieren, stellt sie nicht in Abrede. So würden Sport-Fachpolitiker zu interessanten Veranstaltungen – etwa zu Fußballspielen – eingeladen, andere Ausschüsse, wie etwa der Innenausschuss, böten aber bessere Möglichkeiten der Medienpräsenz. Lazar meint: „Viele Strukturen im Sport sind leider immer noch verkrustet und aus der Zeit gefallen. Hier ist es auch Aufgabe der Politik, für frischen Wind zu sorgen.“ Lazar nennt als Beispiel die „Sommermärchen-Affäre“ um die Vergabe der Fußball-Weltmeisterschaft

2006 nach Deutschland und sagt: „Zu deren Aufklärung wollen wir auch parlamentarisch beitragen.“ Sie ist Mitglied im „Roten Stern Leipzig“, einem Breitensportverein, der jüngst vom DFB für sein antirassistisches Engagement ausgezeichnet wurde, und setzt sich in Berlin für Fan-Interessen ein – wie es beispielsweise auch die Piraten im nordrhein-westfälischen Landtag tun. Dass die Bühne des Sportes genügend Möglichkeiten zum Kulissenwechsel bietet, ist dann auch folgerichtig. So ist Ex-Landesminister Michael Vesper (Grüne) Vorstandschef des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB), und der frühere Verteidigungsminister und SPD-Chef Rudolf Scharping ist Präsident des Bundes Deutscher Radfahrer. Auch der Fußball ist parteipolitisch konnotiert. Ligapäsident Reinhard Rauball ist Sozialdemokrat, Reinhard Grindel, frischgewählter DFB-Präsident, gehörte zuvor der Unionsfraktion im Bundestag an. Den umgekehrten Weg vom Sport in die Politik beschränkten der ehemalige

Turner Eberhard Gienger, der seit 2002 für die CDU im Bundestag sitzt (siehe Interview auf Seite 2), und der ehemalige Bundesliga-Schiedsrichter Bernd Heynemann, der von 2002 bis 2009 ein CDU-Bundestagsmandat innehatte. Welche Zugkraft eine Karriere als Sportler in der Politik haben kann, zeigte sich 2014 in der Erzgebirgsgemeinde Schwarzenberg. Dort hatte der FDP-Chef und Gemeinderat Jens Zimmermann mit Skerdlaid Curri einen prominenten Kandidaten für seine Liste gewonnen. Der gebürtige Albaner war langjähriger Stürmer und Publikumsliebling beim Zweitligisten FC Erzgebirge Aue, dem fußballerischen Aushängeschild der Region. Mit dessen Renommée sollte die Zahl der liberalen Gemeinderäte erhöht werden. Der Plan ging nicht so recht auf. Curri wurde zwar gewählt. Zimmermann verlor hingegen sein Mandat. Christoph Ruf

Der Autor ist freier Sportjournalist.

Unter Sportsfreunden

BUNDESTAGSAUSSCHUSS Seine Aufgaben sind vielfältig, sein Einfluss gleichwohl begrenzt

Hans-Dietrich Genscher (FDP) durfte sich als Vater des Bundestags-Sportausschusses fühlen. Im Jahre 1969 wurde in Bonn der Ausschuss auf Wunsch des damaligen Bundesinnenministers sowie aller im Bundestag vertretenen Fraktionen eingesetzt und hieß seinerzeit noch „Sonderausschuss für Sport und Olympische Spiele“. Schließlich sollte drei Jahre später in München die Sommerolympiade stattfinden. Es ging um die parlamentarische Begleitung der Spiele, um die Vorbereitung der Mannschaft und die Überwachung der nötigen Bauarbeiten. Und es ging – damals wie heute – auch um die Kontrolle der Sportfördergelder. Allein im Olympiajahr 1972 flossen mehr als 330 Millionen Mark an Steuergeldern in die Sportförderung. Erst in der folgenden Wahlperiode wurde aus dem Sondergremium dann ein regulärer Ausschuss. Einer, in dem lange Jahre ein besonderes Arbeitsklima prägend blieb. Von der Fraktion Sport war die Rede, in der es vielfach Einigkeit über Fraktionsgrenzen hinweg gab.

schon seit Jahren“, gibt die Grünen-Obfrau zu bedenken. Dass die Debatten im Sportausschuss kontroverser geworden sind, bestätigt auch Michaela Engelmeier. Von einer Verschlechterung will die Obfrau der SPD-Fraktion gleichwohl nicht reden. „Die politischen Inhalte der einzelnen Fraktionen werden so deutlicher“, findet sie. „Für gute Ergebnisse darf auch mal konstruktiv gestritten werden, wenn der Ton stimmt“, lautet die Einschätzung von Frank Steffel (CDU), Obmann der Unionsfraktion. Gute Ergebnisse hat der Sportausschuss in dieser Legislaturperiode in der Tat erzielt. Da ist vor allem der Durchbruch beim Anti-Doping Gesetz, dass etwa von der Ausschussvorsitzenden Dagmar Freitag (SPD) als eines der modernsten Anti-Doping-Gesetze weltweit bewertet wird. Verabschiedet wurde auch ein neues Dopingopfer-Hilf-

gesetz. Das Gesetz gegen Wettbetrug im Sport wird den Ausschuss nach der Sommerpause beschäftigen. Doch es gab auch Enttäuschungen. Dazu gehört das negative Ergebnis des Referendums zur Olympiabewerbung Hamburgs, für die sich alle Fraktionen eingesetzt hatten. Und auch die Reform der Spitzensportförderung sorgte für Ärger (siehe Seite 6). Der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) und das Bundesinnenministerium erarbeiten derzeit abseits der Öffentlichkeit ein Konzept. Dem Ausschuss blieb bislang nur die Rolle des Zuschauers.

Sportministerium Derzeit ist der Sport beim Innenministerium angesiedelt. Innen-Staatssekretär Ole Schröder (CDU) ist ständiger Gast im Ausschuss. Sollte künftig die Bedeutung des Sports durch ein eigenständiges Ministerium oder zumindest einen Staatsminister für Sport erhöht werden? Frank Steffel winkt ab. Das Thema sei bei Innenminister Thomas de Maiziere (CDU) in guten Händen. „Er ist ein Freund des Sports und hat sich in der Vergangenheit sehr für eine Ausweitung des Förderbudgets eingesetzt“, sagte der Unionsmann. Die SPD sieht das anders. Mit 27 Millionen organisierten Mitgliedern in 91.000 Sportvereinen sei der Sport die größte gesellschaftliche Gruppe im Land, argumentiert Engelmeier. „Es ist also längst überfällig, über die Schaffung einer Staatsministerin oder eines Staatsministers für Sport zu reden“, findet sie. Eine andere Forderung erhebt Linken-Obfrau Kunert. „Die Bundesregierung sollte sich zum Sport als Staatsziel im Grundgesetz bekennen und ein Bundessportförderungsgesetz auf den Weg bringen“, meint die Linken-Politikerin. Götz Hausding



Minister Genscher 1972 beim Rudern

Viele Aufgaben und große Hoffnungen

DOSB Der Dachverband des deutschen Sports erwartet mindestens 38 Medaillen



nicht-olympischen Sportarten sowie 20 Verbände „mit besonderen Aufgaben“, wie etwa der Allgemeine Deutsche Hochschulsportverband, gehören zum DOSB. Anders ausgedrückt vertritt der durch den Zusammenschluss des Deutschen Sportbundes und des Nationalen Olympischen Komitees für Deutschland im Mai 2006 entstandene

Dachverband mehr als 27 Millionen Mitglieder aus knapp 90.000 Sportvereinen. Präsident des DOSB ist seit Ende 2013 Alfons Hörmann. Er folgte auf Thomas Bach, der das Amt seit Gründung inne hatte und im September 2013 zum Präsidenten des Internationalen Olympischen Komitees (IOC) gewählt wurde. Hörmann, der ehrenamtlich fungiert, wird von einem fünfköpfigen hauptamtlichen Vorstand unter dem Vorsitzenden Michael Vesper beim operativen Geschäft unterstützt. So breit aufgestellt wie der DOSB mit seinen Mitgliedsverbänden ist, so vielfältig sind auch seine Aufgaben. Das beginnt bei Organisationshilfen für den Breitensport und endet bei der Unterstützung für Leis-

tungssportler. An dieser Stelle kommt auch der Bundestag ins Spiel. Er entscheidet in den Haushaltsberatungen, welche Mittel für die Unterstützung des Spitzensports aus dem Bundesetat bereitgestellt werden. 2016 werden es etwa 160 Millionen Euro sein. Wenn am 5. August in Rio de Janeiro die Olympischen Spiele beginnen, steht der DOSB besonders im Fokus. Erfolg und Misserfolg werden direkt mit ihm in Verbindung gebracht. Ist es doch der DOSB-Vorstand, der letztlich darüber entscheidet, wer für das Olympiateam nominiert wird. Chef de Mission wird in Brasilien Vesper sein. Das deutsche Team wird etwa 450 Sportler umfassen. Ziel des DOSB sind mindestens 38 Medaillen. hau

Erstaunliche Erinnerungslücken

DFB Der erfolgreiche Fußballverband trägt schwer am Makel um die WM-Bewerbung 2006



Deutschland – Ende 2015 waren in den 21 Landesverbänden des DFB rund 6,9 Millionen Mitglieder gemeldet – ist zudem durch sein Nationalteam auch finanziell stark. Allein im Rahmen der Fußball-WM in Brasilien erwirtschaftete der DFB einen Überschuss in Höhe von rund 4,5 Millionen Euro. Die Hälfte der Summe ging vereinbar-

ungsgemäß an die Deutsche Fußballliga, die seit der Saison 2001/2002 den Betrieb der 1. und 2. Bundesliga eigenständig organisiert. Der Anteil des DFB, so der damalige Schatzmeister Reinhard Grindel, komme vielen Aufgaben von der Talentförderung bis zur Präventionsarbeit zugute. Eine absolute Erfolgsgeschichte, wäre da nicht der Makel rund um die Bewerbung für die Fußball-WM 2006. Unklare Geldflüsse und Erinnerungslücken in erstaunlichem Ausmaß bei den Beteiligten. Fest steht, dass eine beträchtliche Summe, nämlich 6,7 Millionen Euro, über Umwege auf ein Konto in Katar geflossen sind. Offiziell wurde der Betrag als Zuschuss zur WM-Eröffnungsfeier deklariert, die aber nie statt-

gefunden hat. Der DFB hat den Vorgang untersuchen lassen. Mit dem Ergebnis: Für einen Stimmenkauf gibt es keine Belege, auszuschließen sei er aber nicht. Inzwischen wurde nahezu die komplette Führungsrunde im Verband ausgetauscht. Der ehemalige CDU-Bundestagsabgeordnete Grindel ersetzte Wolfgang Niersbach als DFB-Präsident, der nach Bekanntwerden der Vorwürfe eine eher unglückliche Figur abgegeben hatte. DFB-Generalsekretär Helmut Sandrock trat zurück, sein Vize Stefan Hans wurde fristlos gekündigt. Jetzt schaut der DFB wieder nach vorn. Schließlich will sich Deutschland, seriös und transparent, als Ausrichter für die Europameisterschaft 2024 bewerben. hau

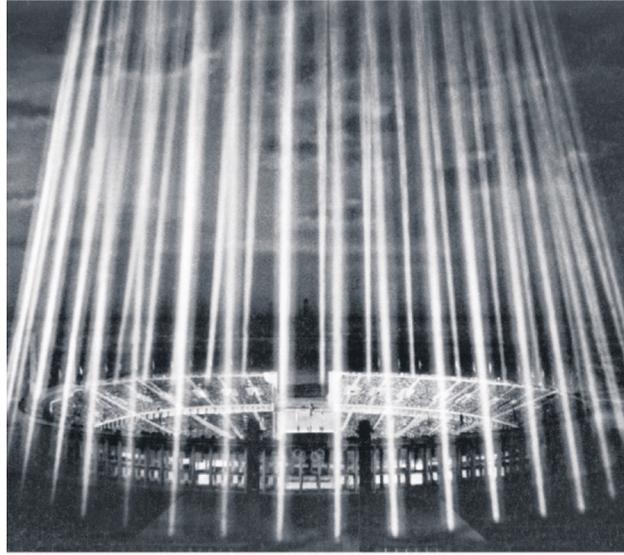
Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper

Es ist ein Signum der Geschichte Olympias im 20. Jahrhundert, dass die Spiele häufig von Forderungen begleitet wurden, die Wettkämpfe aus politischen Gründen zu verlegen, zu boykottieren oder abzusagen. Die Gründe waren unterschiedlicher Natur: So geriet zuweilen der Austragungsort in die Kritik, wie im Fall der Olympischen Spiele 1936: Damals erhob sich im Ausland eine massive Protestwelle gegen eine Abhaltung des Völkerfestes unter dem Hakenkreuz – am Ende vergeblich. Andere Male blieben Nationen den Spielen fern, um auf Ereignisse zu reagieren, die mit dem Gastgeber selbst direkt nichts zu tun hatten: 1956 boykottierten die Niederlande, Spanien und die Schweiz die Sommerspiele 1956 in Melbourne aus Protest gegen die Niederschlagung des ungarischen Volksaufstands durch die Sowjetunion. Wegen der Suezkrise im selben Jahr verzichteten auch Ägypten, der Irak, Kambodscha und der Libanon auf eine Teilnahme. Zu einem olympischen Showdown der Supermächte USA und UdSSR kam es 1980 mit dem Boykott der Spiele von Moskau durch die Vereinigten Staaten und weiterer Länder einschließlich der Bundesrepublik als Reaktion auf den Einmarsch sowjetischer Truppen in Afghanistan. Prompt folgte 1984 die Retourkutsche eines Boykotts der Spiele von Los Angeles durch den Ostblock. Die Auseinandersetzungen um die Ausrichtung der Spiele in Berlin vor 80 Jahren nahmen bereits viele Konflikte späterer Spiele vorweg: Hierzu gehört der Ruf nach einem Boykott und dessen Abwendung, aber auch die überaus schwierige Rolle der Athleten zwischen persönlicher sportlicher Ambition und politischer Einflussnahme.

Unter dem Hakenkreuz Auf Olympische Spiele im eigenen Land hatte Deutschland lange gewartet. Die für Berlin angesetzten Spiele von 1916 – die Stadt hatte den Zuschlag schon 1912 vom Internationalen Olympischen Komitee (IOC) erhalten – waren kriegsbedingt entfallen. Nach dem Ersten Weltkrieg erlebten die Deutschen dann eine zwangsweise olympische Abstinenz, da man zu den „Völkerfesten des Sports“ 1920 in Antwerpen und 1924 in Paris als „Kriegsschuldiger“ nicht eingeladen worden war. Umso größer war die Begeisterung, dass deutsche Athleten in Amsterdam 1928 überraschend den zweiten Rang in der Medaillenwertung hinter den USA erklommen. Denn längst war das Spektakel nicht mehr allein Schauplatz sportlichen Messens, sondern Bühne nationaler Selbstdarstellung. Noch zu Weimarer Zeiten erhielt Deutschland dann die olympischen Weihen: Im April 1931 entschied das IOC, Berlin die Ausrichtung der Spiele für 1936 zu übertragen. Der folgende Aufstieg der NSDAP löste allerdings Irritation in der IOC-Zentrale aus: So bat dessen Präsident Henri de Baillet-Latour das deutsche IOC-Mitglied Karl Ritter von Halt 1932, sich mit Hitler in Verbindung zu setzen, um herauszufinden, wie sich die Nationalsozialisten zur Durchführung der Spiele stellen würden, sollten sie 1936 an der Regierung seien. Hitler ließ ausrichten, dass er „die Frage der Durchführung mit großem Interesse“ betrachte. Das IOC war beruhigt. Im November 1932 traf der Deutsche Olympische Ausschuss letzte Vorbereitungen zur Gründung eines Organisationskomitees, das am 24. Januar 1933 konstituiert wurde – sechs Tage vor Hitlers „Machtergreifung“. Die neuen politischen Verhältnisse in Deutschland alarmierten bald weite Teile der internationalen Öffentlichkeit; eine breite Boykottbewegung mobilisierte sich gegen den Austragungsort: Die Empörung erfasste zahlreiche europäische Länder, vor allem aber die USA. Bereits unmittelbar

Deutsche Spiele

OLYMPIA-GESCHICHTE 1936 nutzten die Nazis Berlin zur politischen Inszenierung. 1972 sollte München ein heiterer Kontrapunkt zum NS-Spektakel sein. Dann kam der Terror



Licht-Inszenierung bei den Olympischen Spielen in Berlin 1936 (o.l.). Die „Halbjüdin“ und Olympia-Zweite im Fechten, Helene Mayer, bei der Siegerehrung mit Hitler-Gruß (o.r.). Einzug der israelischen Mannschaft bei der Eröffnungsfeier 1972 in München (u. l.). Trauerfeier im Olympiastadion für die Opfer des Terroranschlags (u.r.). © picture-alliance/akg-images/dpa

nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten hatte die jüdische Gemeinde in den USA ein Fernbleiben von den Spielen gefordert. Auch Katholiken und Protestanten, ebenso wie Angehörige der Demokratischen Partei und Gewerkschaften, gingen auf die Straße. Die schwarze Bevölkerung war in dieser Frage gespalten: Durften schwarze Sportler in einem sich offen rassistisch gebärenden Land starten? Auf der anderen Seite: Würden Schwarze nicht auch in den USA diskriminiert? Noch im November 1935 sprach sich der spätere Star der Spiele, der farbige Sprinter Jesse Owens, gegen eine Teilnahme in Berlin aus. Die USA als wichtigste und größte Sportnation kam dabei besonderes Ge-

wicht zu: Fehlten sie in Berlin, würden auch andere Staaten wegbleiben. Zur Beschwichtigung der Weltöffentlichkeit gab deutsche Sportpolitiker schließlich die Erklärung gegenüber dem IOC ab, dass Juden nicht aus der deutschen Olympiamannschaft ausgeschlossen sein würden. Doch traute das American Olympic Committee den wohlfeilen Zusagen nicht recht und entsandte seinen Präsidenten Avery Brundage zu einer „fact-finding-tour“ zur Situation des jüdischen Sports nach Deutschland. Freilich hatte die Mission den Geburtsfehler, dass Brundage als dezidiert Befürworter der Spiele in der Reichshauptstadt galt. Klagen jüdischer Sportvertreter beeindruckten ihn wenig. So

entgegnete er auf die Vorhaltung, dass Juden vielerorts aus deutschen Sportvereinen ausgeschlossen wurden: „In my club in Chicago Jews are not permitted either“ – „In meinem Club in Chicago sind Juden auch nicht zugelassen.“

»Alibijuden« Brundages entlastender Bericht beruhigte zunächst den US-Sport, doch war damit die Boykottbewegung nicht zum Erliegen gekommen. Daher verfielen IOC und deutsche Sportführung darauf, zwei „Alibijuden“ für das deutsche Team zu nominieren: die Hochspringerin Gretel Bergmann und die Fechterin Helene Mayer. Beide lebten bereits in der Emigration und ließen sich dennoch vom NS-Re-

gime überzeugen, für das deutsche Team zu starten, verständlicherweise besetzt von dem Wunsch, olympische Auszeichnungen zu erringen. Besonders warb die deutsche Sportführung um Helene Mayer, die 1928 als Fechterin für Deutschland eine Goldmedaille errungen hatte und mittlerweile auch in ihrer Wahlheimat USA ein Sportstar und US-Meisterin im Florettfechten war. Als die in NS-Sicht als „Halbjüdin“ geltende Helene Mayer zusagte, wurde die „Volljüdin“ Bergmann fallengelassen und mit einem Vorwand zwei Wochen vor Beginn der Spiele aus dem Olympiakader herausgenommen. Bis heute hat die Sportlerin, die inzwischen 102 Jahre alt, in New York lebt, diesen Betrug nicht vergessen.

Helene Mayer hingegen errang in Berlin eine Silbermedaille – ein Auftritt, der ihr die Kritik einiger Zeitgenossen eintrug, so etwa des Romanisten Victor Klemperer, der in sein Tagebuch schrieb, er wisse nicht, „wo die größere Schamlosigkeit liegt, in ihrem Auftreten als Deutsche des Dritten Reiches oder darin, dass ihre Leistung für das Dritte Reich in Anspruch genommen wird“. Wie eng und tragisch persönliche Ambitionen und weltpolitische Läufe verstrickt sein können, macht auch das Beispiel der jüdischen Schwimmerinnen Judith Deutsch, Ruth Langer und Lucie Goldner deutlich. Aus eigenem Antrieb verweigerten sie eine Teilnahme in Berlin aus Gewissensgründen und verzichteten damit auf einen Höhepunkt ihrer Karrieren. Doch wurde diese persönliche Entscheidung vom Schwimmverband Österreichs streng geahndet: Es erfolgte eine Sperre und die Aberkennung aller Titel als Strafe für den Nichtantritt. Erst Mitte der 1990er Jahre wurden sie vom österreichischen Sport völlig rehabilitiert.

Als »heiter« konzipiert Als expliziter Kontrapunkt zum NS-Massenspektakel waren die Spiele von 1972 in München konzipiert. Olympia galt auch für die Bundesrepublik als Aushängeschild, fast 200 Millionen D-Mark Entwicklungshilfe stellte Bonn in Aussicht, um sich die Stimmen afrikanischer Staaten bei der Vergabe an München gewogen zu machen. Dass es nicht allein um Sport ging, stellte Außenminister Walter Scheel (FDP) klar: Ziel sei es, das „Bild des modernen Deutschland mit allen seinen politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Aspekten zu vermitteln“. Die bewusst als „heitere“ Spiele konzipierte Veranstaltung vermittelte diese Botschaft bereits durch ihr Design: Es dominierten Orange, Grün und Blau – in absichtlicher Abgrenzung zum schwarz-rot-weißen Fahnenmeer der NS-Diktatur, das die Spiele in Berlin geprägt hatte. Dagegen zog die DDR gegen das Sportereignis in München mit der hämischen Parole „2 mal 36 = 72“ zu Felde. Dabei war sie es selbst, die alle Register einer Sportdiktatur zog: In Sorge vor möglichen „Republikfluchten“ ostdeutscher Athleten in München hatte die Stasi einen Isolierstützpunkt inklusive Transportkiste eingerichtet. Im Falle eines Fluchtversuchs aus der DDR-Mannschaft sollte der von der Stasi festgesetzte Abtrünnige darin diskreditiert werden.

Die Geiselnahme Während dieses Planspiel nicht zum Einsatz kam, erwartete die israelischen Sportler ein Schreckensszenario: Nach einer Geiselnahme durch palästinensische Terroristen endete ein Befreiungsversuch durch deutsche Sicherheitskräfte in Fürstenfeldbruck tödlich, alle neun Geiseln kamen ums Leben. Nun erlebten auch die „heiteren“ Spiele von München den Ruf nach einem Abbruch, aus Pietät gegenüber den Opfern. Avery Brundage, mittlerweile IOC-Präsident, verfügte dagegen mit dem legendären Satz „The Games must go on“ die Fortsetzung des olympischen Geschehens als Zeichen, sich nicht dem Terror zu beugen. Bis heute stößt diese Entscheidung auf Kritik: „Kein Mensch, der ein Herz im Leib hat, wird die verzeite Seelenlosigkeit des IOC in dieser Frage jemals billigen können“, erklärte 2012 der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dieter Graumann. München 1972, das so gerne aus dem Schatten der politischen Instrumentalisierung des Jahres 1936 herausgetreten wäre, ist mittlerweile seinerseits ein Fluchtpunkt tragischer und kontroverser Erinnerungen.

Die Autorin ist Vorsitzende des Zentrums deutsche Sportgeschichte Berlin-Brandenburg.

Sputnik-Schock im Wettstreit der Systeme

KALTER KRIEG Beim Medaillenspiegel ließ die DDR die Bundesrepublik stets hinter sich

Die Olympischen Spiele galten im Kalten Krieg als Schauplatz des Systemkampfes par excellence. Hatte die Sowjetführung zunächst das Internationale Olympische Komitee (IOC) als reaktionäre Clique verachtet und eine Gegenbewegung sozialistischer Körperkultur zelebriert, erkannte Stalin nach dem Zweiten Weltkrieg die enorme Öffentlichkeitswirkung des sportlichen Spektakels unter den olympischen Ringen. So betrat die Sowjetunion die olympische Arena unter der Maßgabe, einen sportlichen Stellvertreterkrieg gegen den „Imperialismus“ zu führen und zu gewinnen – wie in ihrem Gefolge auch die DDR. Der Wettbewerb mit dem „anderen Deutschland“ bildete für beide Teile Deutschlands einen zusätzlichen Antrieb des Erfolgstrebens. Für die DDR, im Systemvergleich mit der Bundesrepublik ansonsten der notorische Verlierer, bedeutete dies eine außergewöhnliche Chance der Selbstdarstellung: 755 olympische Medaillen vermochte das Land mit nur 17 Millionen Einwohnern in 40 Jahren Sportgeschichte aufzuhäufen. Dabei war es der Bundesrepublik bei den Spielen von 1952 noch gelungen, als einzige deutsche Vertretung an den Start zu gehen, während die DDR mit olympischen Anerkennungsproblemen kämpfte. Auf Ge-

heiß des IOC mussten beide Seiten jedoch seit den Spielen von 1956 eine gesamtdeutsche Olympiamannschaft stellen. Dabei trachteten Bundesrepublik wie DDR danach, die höhere Zahl der Olympiateilnehmer zu stellen. In den Mannschaftssportarten wetteiferten Teams aus Ost und West in Ausscheidungskämpfen darum, bei Olympia ganz Deutschland zu vertreten.

Fußball ohne Zuschauer Die politischen Spannungen führten hierbei zu skurrilen Episoden wie dem ersten Aufeinandertreffen zweier deutscher Fußball-Nationalmannschaften – ohne Zuschauer im Stadion. Am 16. September 1959 kämpften im Ost-Berliner Walter-Ulbricht-Stadion die Bundesrepublik und die DDR um ein Ticket für die Olympischen Spiele 1960 in Rom. Die Atmosphäre war frostig, bis zuletzt wurde der Austragungsort geheim gehalten, ähnlich verlief das Rückspiel im Düsseldorfer Rheinstadion. Am Ende setzte die Elf von Sepp Herberger sich durch, scheiterte jedoch als gesamtdeutsche Vertretung in der weiteren Qualifikation. Doch nicht allein derartige „Geistespiele“ drückten auf die Stimmung. Wiederholte „Republikfluchten“ von DDR-Sportlern verschärften die Sicherheitshysterie des SED-Staates. 1965 wurde die unglückliche

sportliche Ehe durch die endgültige olympische Anerkennung der DDR geschieden; DDR und Bundesrepublik wetteiferten nun getrennt um olympische Auszeichnungen. Prompt erlebte die Bundesrepublik einen „Sputnik-Schock“ im Sport, als sie bei den Sommerspielen von 1968 hinter der DDR landete. Auch danach blieb die DDR bei jedem olympischen Kräftemessen der Bundesrepublik in der sportlichen Bilanz überlegen. Bei den Sommerspielen 1976 gelang es ihr gar, erstmals auch die USA in der Medaillenbilanz hinter sich zu lassen; bei Winterspielen 1984 kam sie erstmals auf Platz eins der Medaillenliste – noch vor der Sowjetunion, was in Moskau nicht für uneingeschränkte Begeisterung sorgte. Zu den Ursachen dieses Erfolgs zählten vor allem die enorme staatliche Alimentierung des Leistungssports und das hohe Ausmaß an Hauptamtlichkeit bei Trainern und Betreuern. Zudem hatte die DDR im Vorfeld der Spiele von München 1972 einen besonderen Rationalisierungsschub eingeleitet: Seit 1969 wurden nur noch medaillenteintensive Sportarten besonders gefördert. Die bundesdeutsche Sportpolitik suchte bestimmte Formen des Sportwunders DDR zu imitieren, etwa die Förderung der Sportwissenschaft, doch hinter manche Rätsel wie die Funktionsweise der Kinder- und Ju-

gendesportschulen kam sie nie. Geflüchtete DDR-Sportmediziner hingegen mit Doping-Kenntnissen „von drüben“ wurden ins westdeutsche Sportgefüge integriert. Die ersten Spiele nach dem Kalten Krieg in Albertville 1992 wurden als sportlicher „Vereinigungsgewinn“ für die Bundesrepublik bewertet. Erstmals errang sie Platz eins der Nationenwertung – woran ostdeutsche Athleten entscheidenden Anteil hatten. Bereits früh forderten bundesdeutsche Politiker den Erhalt einiger Bausteine des DDR-Leistungssystems. Eine grundsätzliche Förderung des Spitzensports steht auch im vereinten Deutschland außer Frage. Das Ziel eines humanen Leistungssports ändert nichts daran, dass Medaillen die entscheidende Münze im Sportsystem sind. Auch das vereinte Deutschland folgt der Logik, dass erfolgreicher Spitzensport die Leistungsfähigkeit des gesamten Gemeinwesens spiegelt – obgleich gerade in dieser Hinsicht die DDR-Erfahrung eine gänzlich andere Lehre erteilt hat.

Jutta Braun

Anzeige

Nach dem Brexit-Referendum: Nachdenken über Europa



Nachdenken über Europa
Eine Auswahl aus vierzig Jahren
Mit Geleitworten von Johan Galtung und Martin Schulz
Herausgegeben und eingeleitet von Jürgen Lauer
Von Winfried Böttcher
2016, 291 S., brosch., 29,- €
ISBN 978-3-8487-3145-9
eISBN 978-3-8452-7517-8
nomos-shop.de/27466

Europa – quo vadis? – Diese bedeutungsvolle Frage hat den Politikwissenschaftler Winfried Böttcher Zeit seines Lebens beschäftigt – in Forschung und Lehre, in Symposien, in Buch- und Fachzeitschriftenaufsätzen, in Vorträgen. Die 19 ausgewählten Beiträge zu diesem Band bezeugen die Intensität, mit der sich der Autor dabei 40 Jahre lang der Vermittlung einer Grundvorstellung von Europa, den Problemen der Zeit, den Erfordernissen für die europäische Integration und den gedanklichen Grundzügen für ein zukunftsfähiges Europa gewidmet hat.

Unser Wissenschaftsprogramm ist auch online verfügbar: www.nomos-elibrary.de

Portofreie Buch-Bestellungen unter www.nomos-shop.de
Alle Preise inkl. Mehrwertsteuer



Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper



Ende der Träume

OLYMPIA-VERGABE Den Ambitionen von Hamburg und München, die Spiele auszurichten, haben die Bürger in Volksentscheiden zuletzt eine klare Absage erteilt. Während die Politik die Chancen betont, fürchten viele Einwohner hohe Kosten und Umweltschäden

Mich hinterlässt dieses Ergebnis immer noch ratlos.“ Michael Neumann (SPD), bis Januar Hamburger Innen- und Sportsenator, kann das Geschehene auch neun Monate nach dem gescheiterten Olympia-Referendum nicht fassen. Wie kein zweiter Politiker hatte er sich für die Bewerbung der Hansestadt um die Olympischen und Paralympischen Sommerspiele 2024 stark gemacht, die Ausrichtung der Spiele sah er als „Riesenchance“ für Hamburg an. Doch dann votierten – auch zur Enttäuschung der deutschen Sportler – im November 2015 mehr als 51 Prozent der Hamburger gegen die Teilnahme. „Offensichtlich passen der olympische Gedanke und Deutschland im Moment nicht zusammen“, schlussfolgerte Alfons Hörmann, der Präsident des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB), kurz nach dem Votum. Neumann trat von seinem Amt zurück, heute lehrt der Diplom-Politologe wieder an der Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr in Hamburg. Bereits zum siebten Mal war damit eine deutsche Olympiabewerbung gescheitert. Zum zweiten Mal innerhalb kürzester Zeit hatten die Bürger den Ambitionen der Politiker in einer Befragung eine Absage erteilt. Erst 2013 waren es die Einwohner von München, Garmisch-Partenkirchen, Ruhpolding und Berchtesgaden gewesen, die eine Bewerbung ihrer Städte um die Winterspiele 2022 ablehnten. Die Gegner führ-

ten als Hauptargumente Eingriffe in die Natur der Alpenregion, „Knebelverträge“ mit dem Internationalen Olympischen Komitee (IOC) und eine drohende Kostenexplosion an. Schon bei der Bewerbung von Berchtesgaden für die Winterspiele 1992 hatten sich Gegner und Befürworter heftig beföhdet. „Das Berchtesgadener Land“, warnte eine Bürgerinitiative, „wird wegen 14 Tagen zum Jahrmarkt umgewandelt.“ Bei einer – inoffiziellen – Bürgerbefragung sprachen sich 55 Prozent der Bewohner gegen die Spiele aus. Austragungsort wurde schließlich das französische Albertville.

Proteste in Berlin Auch die Berliner Bewerbung für die Sommerspiele 2000 wurde von massiven Protesten begleitet. Militante Olympia-Gegner verübten zahlreiche (Brand-)Anschläge, die Berliner Polizei richtete eine Sonder-Ermittlungsgruppe ein. Auch die Planungen verliefen chaotisch. Nachnutzungskonzepte für die zu bauenden sportlichen Anlagen fehlten, die Koordination zwischen Senat, Olympia-GmbH und Nationalem Olympischen Komitee (NOK) war schlecht. Dabei sollte die Austragung der Spiele in der wiedervereinigten Stadt zu einem Symbol für das neue Deutschland und die Überwindung des Kalten Krieges werden. Am Ende gewann Sydney die Wahl klar, während Berlin sich international blamiert hatte. Die Hauptstadt verzichtete nach diesen Erfahrungen darauf, 2002 nochmals ihren Hut in den Ring zu werfen. Jedoch waren



Olympia-Gegner protestieren in Hamburg

© picture-alliance/dpa

Hamburg, Frankfurt, das Rhein-Ruhrgebiet, Stuttgart und Leipzig an einer Bewerbung für die Sommerspiele 2012 interessiert. Das NOK ließ daraufhin mit großem Aufwand einen Evaluierungsbericht erstellen, aus dem hervorging, dass Hamburg das beste und chancenreichste Konzept hatte. Trotzdem entschied sich die NOK-Vollversammlung im April 2003 für Leipzig. 2004 wurde die Stadt vom IOC jedoch nicht einmal als Kandidatenstadt zugelassen. Das IOC bemängelte die Infrastruktur und die Pläne zur Unterbringung der Sportler. Hamburg wagte 2015 einen zweiten Anlauf für die Sommerspiele 2024, diesmal unter-



Hamburgs damaliger Innensenator Michael Neumann sah in Olympia eine „Riesenchance“

stützt von den Sportfunktionären, der Handelskammer, dem Großbürgertum und allen relevanten Parteien der Stadt. Es wurden Konzepte für die Nachnutzung der Sportbauten entwickelt, Neubauten am Hamburger Hafen sollten nach der Austragung der Spiele zu Miet- oder Eigentumswohnungen werden. Neben den Wettkampfstätten sollten rund hundert Sportanlagen aus dem Breitensport für Olympia saniert werden. Die Begeisterung war zunächst groß, eine repräsentative Umfrage durch den DOSB ergab im März 2015 eine Zustimmung der Hamburger Bürger von 64 Prozent. Schließlich wurde Hamburg „als Bewerberstadt der Spiele in Deutschland“ ausgewählt. Sportsenator Neumann schien fast am Ziel.

Doch noch stand das Referendum aus. „Wir haben immer gesagt, wir machen es nur, wenn die Bürger der Stadt ebenfalls dafür sind“, erklärt Neumann die Hamburger Strategie. Auch der DOSB unterstützte diesen Schritt. „Das IOC will Olympia in Städten austragen, in denen die Bewohner dahinter stehen“, betonte Präsident Hörmann. Das würde, hoffte man, auch die Erfolgsaussichten der Bewerbung deutlich erhöhen. Neumann nennt noch einen weiteren Grund: „Hamburg hat eine ausgeprägte Kultur der Volksbefragungen. Und bevor uns die Olympiegegner zwingen, wollten wir lieber selbst fragen.“

Selbstverständlich, sagt Neumann, habe man nach München geschaut und versucht, aus der Abstimmungsniederlage 2013 zu lernen. So seien die Bürger der

Hansestadt früh in die Planung einbezogen worden, sie konnten sich in Workshops informieren und eigene Vorschläge einbringen. „Alle Argumente, die in München zur Ablehnung führten – Umweltaspekte, Enteignung für Wettkampfstätten, fehlende Einbindung der Bevölkerung – gab es bei uns nicht“, meint er. Dennoch endete die Abstimmung mit einer Niederlage für die Olympiabefürworter. Dabei, findet Neumann, hätten die Gegner nur die seit jeher bekannten, und aus seiner Sicht von Hamburg widerlegten Ablehnungsgründe wiederholt: Zu hohe Kosten, die besser für andere Dinge wie Kindergärten genutzt werden sollten. Ein korruptes IOC. Die Sorge, von Olympia würde nur eine reiche Kaufmannsclique profitieren, während die Bürger draufzahlen würden. Auch hieß es, die neugebauten Wohnungen würden unbezahlbar, die Stadt für Wochen dichtgemacht, die Freiheiten der Bürger beschnitten.

Doch kurz vor der Abstimmung verstärkten noch weitere Gründe die ablehnende Haltung vieler Hamburger. Im Sommer 2015 drängten plötzlich hunderttausende Flüchtlinge nach Deutschland – schnell wurde klar, dass damit viele neue Herausforderungen, auch finanzieller Art, verbunden sein würden. Zudem wurde publik,

dass der Deutsche Fußball-Bund und der Weltfußballverband Fifa tief in einen Korruptionsskandal verwickelt sind. Im November, kurz vor dem Referendum, verübten islamistische Terroristen in Paris Anschläge mit mehr als hundert Toten, auch vor dem größten Stadion der Stadt, dem Stade de France. Sicherheitsbedenken machten die Runde.

Dass der Bund außerdem bis zum Tag des Referendums keine definitiven und belastbaren Angaben über seine Beteiligung an der Finanzierung der Spiele in Hamburg machte, wirkte sich bei der Abstimmung ebenfalls negativ aus. Bundesinnenminister Thomas de Maiziere (CDU) hatte im Vorfeld lediglich versichert: „Wir werden uns einigen.“ Vielen Bürgern war das offensichtlich zu wenig angesichts geschätzter Gesamtkosten von 11,2 Milliarden Euro.

Trotz all dieser Hürden war Senator Neumann bis zuletzt überzeugt, dass die Wahl mit einem überzeugenden Votum Olympia ausgehen würde. Doch am Ende des Abstimmungstages standen Ratlosigkeit und Enttäuschung. Und der Traum vom Olympia in Deutschland fand für unabherrschbare Zeit ein Ende. **Andreas Hardt II**

Der Autor ist freier Journalist in Hamburg.

»Das IOC will Olympia dort austragen, wo die Bewohner dahinter stehen.«

DOSB-Präsident
Alfons Hörmann

»Weniger Demokratie ist hilfreich«

FINANZEN Knebelverträge und Milliardenkosten schrecken immer mehr westliche Staaten ab. Neue Global Player bei Sportgroßereignissen sind Staaten wie Russland oder Katar

Alle Jahre wieder wird über Sinn und Unsinn von Mega-Events im Sportbusiness debattiert. Eine der eindrucklichsten Wortmeldungen kam vor wenigen Tagen aus Italien. Dort bezeichnete Virginia Raggi, frisch gewählte Bürgermeisterin Roms, die finanziellen Lasten derartiger Sportveranstaltungen als „unethisch“. Rom bewirbt sich derzeit neben Los Angeles, Paris und Budapest für die Olympischen Sommerspiele 2024. Ministerpräsident Matteo Renzi unterstützt die Pläne, Virginia Raggi will bis Oktober über den Fortgang der Bewerbung entscheiden. Bereits im Februar 2012 musste Roms Olympiabewerbung für 2020 eingestellt werden, nachdem sich der damalige Ministerpräsident Mario Monti geweigert hatte, die vom Internationalen Olympischen Komitee (IOC) geforderten Knebelverträge mit Milliardenbürgschaften zu unterzeichnen. „Wir müssen vernünftig sein“, erklärte Monti. Die Olympiaplaner hatten mit Kosten von 9,5 Milliarden Euro kalkuliert.

In Brasilien kamen Politiker jüngst auf eine besonders raffinierte Idee: Im Juni rief der Interims-Gouverneur von Rio de Janeiro den öffentlichen Notstand der Finanzverwaltung aus, um einen weiteren Zuschuss des Bundes von einer Dreiviertel-Milliarde Euro zu erzwingen. Damit sollten nicht nur die letzten schwer stockenden Olympia-Projekte, wie die U-Bahn zum Olympiazentrum Barra da Tijuca, finanziert werden, sondern auch dringende soziale Maßnahmen und die Gehälter der streikenden Staatsdiener, die Monate auf Überweisung warteten.

Es gibt gute Gründe, derlei olympisch bedingte Finten als „unethisch“ und „unverantwortlich“ zu bezeichnen, wie es auch die ständig wachsende und verzweifelte Olympia-Opposition in Brasilien tut. Sinnbildlich dafür steht der Empfang, den streikende Polizisten im Juli den ersten Olympiagästen machten: „Willkommen in der Hölle“, hieß es auf Plakaten. Die Spiele der 31. Olympiade vom 5. bis 21. August in Rio de Janeiro werden insgesamt weit mehr als 20 Milliarden US-Dollar kosten, addiert man sauber die drei üblichen Etats – Organisation, Sportstättenbau, allgemeine Infrastrukturmaßnahmen – und macht nicht nur jene Rechnung auf, die Sportfunktionäre aus dem IOC und

den Fachverbänden bevorzugen. In diesen 20 Milliarden, die zu gut zwei Dritteln aus öffentlichen Kassen beglichen werden, soweit man bisher weiß, sind die Sicherheitskosten noch nicht einmal enthalten: Diese belaufen sich auf mindestens 1,5 Milliarden US-Dollar, eher deutlich mehr. Auch der größte Teil der Kosten für den Sportstättenbau wird in den sogenannten Non-OCOG-Etat ausgelagert. Auf diese Weise

lassen sich bei Olympischen Spielen und Fußball-Weltmeisterschaften regelmäßig schwarze Zahlen im Organisationsetat basteln und der Öffentlichkeit vorgaukeln, Mega-Events wären per se ein Gewinn für die Ausrichter. Das läuft im IOC nicht anders als im Fußball-Weltverband FIFA. Es gibt aber noch eine andere, damit eng verbundene Konstante: Sportkonzerne wie das IOC und die FIFA, die derzeit in ihren

jeweiligen Vierjahres-Geschäftszyklen mehr als 5,5 Milliarden Dollar umsetzen, sind bei diesen Projekten stets die Gewinner, denn Olympia, die Fußball-WM und andere Großereignisse werden in einem Franchise-System ausgetragen: Die Sport-Multis bestimmen die Regeln, schießen nur einen begrenzten Betrag zu und tragen keinerlei finanzielle Risiken. Die ausrichtenden Staaten und Städte unterwerfen sich den vertraglichen Bedingungen, die Experten als Knebelverträge brandmarken, und tragen sämtliche Risiken. An diesem grundlegenden Geschäftsprinzip hat sich auch im Rahmen der sogenannten Reform-Agenda 2020 des IOC nichts geändert (siehe Stichwort).

Zuletzt haben Medien regelmäßig Ergebnisse der sogenannten Oxford Studie des dänischen Wissenschaftlers Bent Flyvbjerg aufgeföhrt. Demnach werden die ursprünglichen Etats Olympischer Sommerspiele im Schnitt um 176 Prozent und die der Winterspiele um 142 Prozent überzogen. Im Vergleich zu anderen Großprojekten, wie hierzulande etwa Stuttgart 21, erscheint Olympia dadurch geradezu kostengünstig. Doch die Studie bezieht sich allein auf die sogenannten sportbezogenen Kosten und vernachlässigt die generellen Infrastruktur- und die tatsächlichen Sicherheits-

kosten, die bei Mega-Events mehr als die Hälfte des Gesamtpaketes betragen. In demokratisch strukturierten Nationen ist die Nachfrage nach Mega-Events in den vergangenen Jahren auch aus diesen Gründen akut gesunken. Wenn die Bürger über die Projekte entscheiden dürfen, muss eine Olympia-Offerte nach der anderen eingestellt werden. So zuletzt in Hamburg (siehe Text oben). In Schweden, Norwegen und Italien setzten Politiker Stoppzeichen. Die Ausrichtung der gigantischen Veranstaltungen verlagerte sich daher immer weiter nach Osten. Russland, China, Katar und einige ehemalige Sowjetrepubliken wie Aserbaidschan oder Turkmenistan sind die neuen Global Player im Sportbusiness. Dort werden irrwitzige Milliardensummen investiert, dienen Mega-Events der Image-Wäsche und dem Nation Building. Kritische Medien gibt es kaum, Referenden kennt man dort nicht. Wie hat einst Jérôme Valcke gesagt, der inzwischen wegen schwerwiegender Korruptionsvorwürfe entlassene Generalsekretär der FIFA? „Das mag jetzt verrückt klingen, aber manchmal ist weniger Demokratie bei der Planung einer WM hilfreich.“ **Jens Weinreich II**

Der Autor arbeitet als freier Sportjournalist.

STICHWORT

Die Agenda 2020 des IOC

> **Verabschiedung** Die von IOC-Präsident Thomas Bach (Foto) vorgelegte Reformagenda verabschiedeten die Mitglieder des Komitees im Dezember 2014 einstimmig in Monte Carlo.

> **Ziel** Die Olympischen Spiele sollen kostengünstiger, nachhaltiger und transparenter werden, der Bewerbungsprozess soll einfacher und preiswerter vorstättgehen.

> **Inhalt** Unter anderem soll der bisher geheime Vertrag zwischen IOC und Gastgeberstadt veröffentlicht werden. Die Gastgeber sollen einzelne Wettbewerbe in eine andere Region oder sogar in ein anderes Land verlegen können, etwa wenn die Bauten später kaum genutzt würden. Auf bereits bestehende Sportstätten soll stärker zurückgegriffen werden.



T. BACH
© picture-alliance/dpa

Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper



S epp Herberger, der legendäre deutsche Weltmeister-Trainer von 1954, hat einmal gesagt: „Die Leute gehen ins Stadion, weil sie nicht wissen, wie es ausgeht.“ Fußball ist ein einfaches Spiel, das weltweit Menschen genau aus diesem einfachen Grund in seinen Bann zieht: Niemand weiß vorher, welche Mannschaft gewinnt. Doch das gilt leider längst nicht mehr überall: Absichtlich verlorene Fußballspiele und irreguläre Elfmeter durch gekaufte Profis und Schiedsrichter sind zu einem Milliardengeschäft für den nationalen und internationalen Wettbetrug geworden. Gegenstand manipulierter Wetten sind Länderspiele, Spiele der Champions und der Europa League, Meisterschaftsspiele und selbst Jugendspiele. Auf 500 Milliarden Euro Umsatz wird der weltweite Sportwettenmarkt geschätzt, genau kann das niemand sagen – unumstritten dagegen ist, dass Wettbetrug längst zu einem florierenden Geschäftszweig der organisierten Kriminalität geworden ist. Das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ berichtete im Juli 2015 über einen Aktenvermerk der europäischen Polizeibehörde Europol, wonach seit 2011 „fast alle großen Mafiosoorganisationen mit Matchfixing in Berührung gekommen sind“. Dazu passt die Aussage des ehemaligen Direktors des Bundeskriminalamtes und aktuellen Sicherheitschefs des Weltfußballverbandes (FIFA), Ralf Mutschke, der sagt, dass es in den letzten Jahren eine Verschiebung vom „traditionellen Verbrechen“ wie dem Drogen- oder Waffenhandel hin zum Wettbetrug gegeben hat. Ein Großteil der europäischen Fußballprofis sind eben keine Multi-Millionäre, sind finanziell nicht unabhängig und, wie ein Richter in Kroatien formulierte, moderne Sklaven des Systems. Das bedeutet natürlich nicht, dass Fußballspieler aus diesem Grund gleich manipulieren müssen, aber es erklärt, warum die organisierte Kriminalität es auf diese Profis abgesehen hat. Deshalb bietet der Fußball ein perfektes Ziel, denn Fußball wird überall auf der Welt gespielt, er wird immer gespielt und auf dem Sportwettenmarkt werden mit ihm die höchsten Umsätze erzielt. Und somit sind Sportwetten ein geeignetes Werkzeug für den Betrug. Sie erzeugen einen ständigen Fluss an Geld: international, unüberschaubar und unkontrollierbar.

Ausbleibende Gehälter 2012 veröffentlichte die internationale Fußballer-Vertretung FIFPro, in der weltweit 50.000 Profis organisiert sind, eine Studie mit dem Titel: „Das Schwarze Buch Osteuropas – Die Probleme mit denen sich Fußball-Profis auseinandersetzen müssen“. Es ging unter anderem um Rassismus, Mobbing, Gewalt und Wettbetrug. Befragt wurden 3.357 Profis in zwölf Ländern: Bulgarien, Kroatien, Tschechien, Griechenland, Ungarn, Kasachstan, Montenegro, Polen, Russland, Serbien, Slowenien und der Ukraine. 41,4 Prozent der Profis sagten, dass sie ihre Gehälter nicht pünktlich erhalten. 53,4 Prozent gaben an, dass Sieg- oder Aufstiegsprämien nicht pünktlich gezahlt werden. Die sich daraus ergebenden Unzufriedenheit und Sorge wird laut Studie von der organisierten Kriminalität ausgenutzt. 11,9 Prozent (fast 400) aller Spieler gaben an, dass sie angesprochen wurden, Spiele zu manipulieren und 23,6 Prozent sagten sogar, dass sie von Wettbetrug in ihren jeweiligen Ligen wüssten. Über die Hälfte der angesprochenen Fußball-Profis gaben an, dass ihre Gehälter nicht pünktlich gezahlt werden. Bei dem Thema Wettbetrug stachen drei Länder besonders hervor: 34,4 Prozent der Profis in Kasachstan räumten ein, angesprochen worden zu sein, Spiele zu manipulieren. Ähnlich verhält es sich in Griechenland, dort sind es 30,3 Prozent.

Wissen, wer gewinnt

WETTBETRUG Die Verbände wirken machtlos. Nun soll ein neues Gesetz helfen



Immer wieder wird versucht, Spieler und Schiedsrichter zu bestechen und mit manipulierten Spielergebnissen Geschäfte zu machen. © picture-alliance/Stephan Persch/Collage: Stephan Roters

In Russland, dem Land der nächsten Fußball-Weltmeisterschaft 2018, gibt fast die Hälfte (43,5 Prozent) aller Befragten an, dass sie von Wettbetrug in ihren Ligen wussten. Doch die strukturellen Probleme des Fußballs und die entsprechenden Auswüchse wie der Wettbetrug sind keineswegs nur auf Osteuropa beschränkt. Lösen sollen die Probleme im Fußball in erster Linie die Verbände. So hoch die Begeisterung über und um den Fußball auch ist, so dürftig ist das Interesse der

Anhänger und Fans für die Fußballverbände. Dabei sind FIFA und der europäische Fußballverband (UEFA) an Bedeutung kaum zu überbieten. Sie vergeben und organisieren Europa- und Weltmeisterschaften, stellen die Spielregeln auf und sind die höchste Gerichtsbarkeit im Fußball. Doch in den letzten Jahren stehen FIFA, UEFA und viele andere Verbände für Korruption und illegale Absprachen und haben jede Glaubwürdigkeit verloren.

Dabei wird gerne von den internationalen Verbänden eine sogenannte „Null-Toleranz Politik“ gegenüber Wettbetrug und Spielmanipulation propagiert. In den letzten Jahren wurden Spieler, Schiedsrichter, Vereinsfunktionäre und sogar ganze Mannschaften gesperrt. Doch wie konsequent verfolgt etwa die UEFA Vorwürfe gegen die eigenen Funktionäre? Im Sommer 2015 wird bekannt, dass der frühere Fußball-Profi Davor Suker vor seiner Funktionärskarriere enge Kontakte zum verurteilten Wettbetrüger Ante Sapi-

na gehabt haben soll. Mittlerweile ist Davor Suker Präsident des kroatischen Fußballverbandes und Mitglied der UEFA-Exekutivkomitees. Es gibt sogar Hinweise, dass einige europäische Funktionäre ihn als Nachfolger von Michel Platini als UEFA-Präsident sehen. Ermittlungsunterlagen der Bochumer Staatsanwaltschaft beschreiben ein anderes Bild von Davor Suker. Grundlage für die Unterlagen und Einschätzungen der Ermittler sind abgehörte Telefonate und SMS-Verkehr. Su-

ker soll für Sapina als Strohmännchen platziert haben und im Gegenzug dafür Hinweise auf ein vermeintlich manipuliertes Spiel bekommen haben, um selbst Wetten zu platzieren. Die UEFA beruft sich darauf, dass Suker im damaligen Bochumer Verfahren weder als Beschuldigter noch als Zeuge geführt wurde. Suker selbst gibt den Kontakt zu Sapina zu, bestreitet aber jegliche illegale Aktivitäten. In ihren Statuten wertet es die UEFA schon als Regelverstoß, wenn nicht „unverzüglich und unaufgefordert“ Kontakte zu Wettbetrüger gemeldet werden. Die UEFA ist selbst in Besitz der Ermittlungsakten und gibt an, in voller Kenntnis über deren Inhalt zu sein – demnach auch über die Hinweise zu Sukers Kontakten. Dass der Kroate dennoch einen der höchsten Posten im europäischen Fußball bekleidet – für die UEFA offenbar kein Problem. So sieht die Null-Toleranz Politik der UEFA aus.

Aufklärung Dennoch wurden in den letzten Jahren Maßnahmen getroffen, die Wettbetrug und Spielabsprachen verhindern oder zumindest eindämmen sollen. Es gibt Aufklärungskampagnen, Ombudsmänner oder Warnsysteme. In Deutschland gab es in den letzten zwei Jahren weder in der 1. noch in der 2. Bundesliga auffällige Spiele. Fraglich ist, ob das ein Resultat der angesprochenen Maßnahmen ist oder ob der finanzielle Aufwand für Wettbetrüger, Profis zu bestechen, in den deutschen Eliteligen einfach zu hoch ist. Die deutsche Spielergewerkschaft VDV kommt in einer Befragung aus dem Jahr 2014 zu einem erschreckendem Ergebnis: Nur 18 Prozent der befragten Profis aus Vereinen der 1. Bundesliga gaben an, geschult worden zu sein. Darüberhinaus vermeldet die Gewerkschaft, dass viele Spieler in vertraulichen Gesprächen zugaben, die Regeln, die DFB und DFL zur Vorbeugung gegen Spielmanipulation aufgestellt haben, überhaupt nicht im Detail zu kennen.

Neue Gesetze Der internationale Wettbetrug hat gegenüber nationalen Ermittlungs- und Justizbehörden einen entscheidenden Vorteil: Er ist organisatorisch wesentlich besser aufgestellt. Bisweilen gewinnt man den Eindruck, dass die Strafverfolger ins Hintertreffen geraten sind. Entweder fehlen der Justiz die richtigen Werkzeuge, sprich eine länderübergreifende Zusammenarbeit und neue Gesetze, oder die Warnsysteme sind so konstruiert, dass sie mühelos umgangen werden können. Die langjährigen Erfahrungen der Bochumer Ermittlungsgruppe „Flankengott“ haben gezeigt, dass neue, weitergehende strafrechtliche Regelungen nötig sind, um schneller und effektiver zu ermitteln. Die Bundesregierung hat reagiert und im April 2016 den vorgelegten Entwurf eines Gesetzes zur Strafbarkeit von Sportwettbetrug und der Manipulation von berufssportlichen Wettbewerben beschlossen und im Juli im Bundestag eingebracht (18/8831).

Doch bereits im Vorfeld gab es Bedenken: So hält etwa der Deutsche Richterbund die bisherige Rechtsprechung, durch den Tatbestand des Betruges, ausreichend gedeckt. Durch den Entwurf würden Erwartungen an ohnehin bereits stark belastete Staatsanwaltschaften herangetragen, die vor allem, auch infolge von Einsparungen im Justizapparat in den Ländern, nicht geleistet werden können. Die Politik, so der Richterbund, könnten über die Sportförderung Einfluss und Druck auf Verbände im Kampf gegen Manipulation ausüben. Dass Gesetze Wettbetrüger im Sport aufhalten werden, muss also leider stark angezweifelt werden. Es scheint nur eine Frage der Zeit, bis ein neuer Wettskandal bekannt wird.

Benjamin Best

Der Autor ist freier Journalist, Filmemacher und Buchautor. ||

»Der Sport hinkt hinterher«

KORRUPTION Sylvia Schenk von Transparency Deutschland über Probleme beim Kulturwandel innerhalb der Sportverbände, den „DFB-Skandal“ und gescheiterte Olympia-Bewerbungen

Frau Schenk, warum passen Korruption und Sport so gut zusammen? Das Korruptionsrisiko hängt vom Wettbewerb ab, hinzu kommt das Geld. Seit 1990 sind die Fernseh- und Sponsoreinnahmen enorm gestiegen. Die engen Verflechtungen von Sport, Wirtschaft, Politik und Medien führen zu einer Vielzahl von Interessenkonflikten und zu mangelnder Kontrolle. Man kann aber nicht sagen, dass der Sport – etwa im Vergleich zur Wirtschaft – besonders korrupt wäre.

Aber seit Jahren jagt doch ein Skandal den anderen. Korruption ist wie Doping ein Kontrolldefizit, erst die Aufdeckung von Taten führt zu Änderungen. Außerdem existiert der Kampf gegen Korruption erst seit den 1990er-Jahren. Die Unternehmen in Deutschland konnten Auslandsbestechung bis 1996 von der Steuer absetzen. Sie haben auch erst nach dem Siemens-Korruptionsskandal 2006 mit Compliance angefangen. Der Sport hinkt hinterher, beeinträchtigt, wie die Vereinten Nationen, durch die internationalen Probleme. Wer wird denn in einem Land, wo Korruption grassiert, Verbandspräsident? Wohl eher keine besonders integre Person, sondern jemand,

der sich in dem System auskennt und durchsetzt. Und der ist dann Delegierter beispielsweise auf dem FIFA-Kongress.

Kann es ein Verband wie die FIFA schaffen, sich von der Korruption selbst zu heilen? Es braucht öffentlichen Druck, wie in Politik und Wirtschaft auch. Drei Punkte sind entscheidend: Personen, Strukturen und die Kultur. Es gibt bei der FIFA inzwischen etliche Personen, die etwas ändern wollen. Nur die Glaubwürdigkeit an der Spitze fehlt noch. Hinsichtlich der Strukturen ist die FIFA mit der Reform ganz gut aufgestellt. Das Schwierigste ist der Kulturwandel. Erst 2016 erkannte der FIFA-Kongress: Wir haben sehr viel falsch gemacht und müssen uns grundlegend ändern. Jetzt muss weltweit den Verantwortlichen im Fußball vermittelt werden: Es gibt heute zusätzliche Anforderungen, Transparenz und Regeltreue sind entscheidend. Diese Bewusstseinsarbeit hatte bisher nicht stattgefunden.

Ist eigentlich deutschen Funktionäre Korruption fremd? Korruptionsrisiken gibt es überall. Etliche Deutsche waren oder sind in internationa-

len Funktionen, deutsche Delegierte vertreten ihre Verbände beim Weltkongress. Bislang habe ich nicht gemerkt, dass die Deutschen sich alle dort schon früh für Good Governance eingesetzt haben. Manche haben einfach weggeschaut, auch die Politik hat die Korruption im Sport noch nicht so lange als Thema entdeckt.



Sylvia Schenk

Der Deutsche Fußball-Bund (DFB) ist nun auch in den Verdacht geraten, für die WM 2006 Stimmen gekauft zu haben. Es gibt keinen Beweis für Bestechung bei der Bewerbung. Man hat aber mit harten Bandagen gekämpft, zum Beispiel Freundschaftsspiele vereinbart, um auf diese Weise um Stimmen zu werben. Auch die deutschen Botschaften haben, wie damals üblich, geholfen.

Aber was ist mit den 6,7 Millionen Euro, die der DFB gezahlt hat und deren Verbleib ungeklärt ist? Diese Summe – zehn Millionen Schweizer Franken – wurde 2002 gezahlt. Die Entscheidung für Deutschland fiel aber im Juli 2000. Ich habe noch nie gehört, dass Bestechungsgeld zwei Jahre nach der gewünschten Handlung gezahlt wird. Am Wahrscheinlichsten war dies eine Art Kickback, entweder für eine Einzelperson oder für eine schwarze Kasse bei der 2002 finanziell klammern Fifa Dafür wurden dem DFB 50 Millionen Franken mehr als Zuschuss zugesagt, im Ergebnis also zusätzliche 40 Millionen. Von denen haben viele profitiert, denn Überschüsse des Organisationskomitees sind nach der WM an Sportorganisationen, aber auch die Ausrichterstädte verteilt worden.

Sie verteidigen das Agieren des DFB? Nein, es war auch 2002 falsch. Es darf sich aber niemand auf das hohe Ross setzen und die Verantwortlichen nach heutigen Maßstäben verdammen. Wir müssen vor allem für die Zukunft daraus lernen. Transparency Deutschland ist mit dem DFB im Gespräch über eine beispielhafte transparente Bewerbung um die EURO 2024.

Hamburg wird sich nicht für die Olympischen Spiele 2024 bewerben. Was ist ein Fehler, die Bevölkerung zu fragen? Nein. Man kann Olympische Spiele nicht ohne eine breite positive Grundstimmung in der Bevölkerung durchführen. Auch ohne ein Referendum muss intensive Überzeugungsarbeit für die Olympische Idee geleistet werden, was in Hamburg nicht geschehen ist. Wir haben derzeit in Deutschland eine Spaltung des Verständnisses von Sport: Hier der absolute Spitzensport mit all seinen Skandalen und dort das Tolle und Gute, was in den Vereinen läuft. Dass die Olympische Idee Breite und Spitze verbindet, es auch der Basis nutzt, wenn eine deutsche Bewerbung sich für grundlegende Werte auf internationaler Ebene einsetzt, einen Beitrag zur Nachhaltigkeit sowie zur Reform des Sports leistet, hat der Deutsche

Olympische Sportbund (DOSB) nicht vermittelt. So standen sowohl in Hamburg als auch zuvor in München selbst die Sportvereine nicht auf breiter Ebene hinter der Olympiabewerbung.

Jetzt läuft auch noch die Reform der Spitzensportförderung ohne Einflussmöglichkeit der Betroffenen ab. Es darf nicht passieren, dass das Innenministerium und der DOSB sich untereinander darauf einigen, was in der Sportförderung läuft. Die Debatte, wie das Geld in der Spitzensportförderung ausgegeben wird, ob wir alle Sportarten fördern wollen oder nur die besonders medaillenträchtigen, muss mit breiter Beteiligung aus dem Sport, aber auch mit der Öffentlichkeit geführt werden. Schließlich ist Partizipation eines der vier wesentlichen Prinzipien von Good Governance im Konzept des DOSB.

Das Gespräch führte Götz Hausding.

Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper



Im Jahr 1854 hatte der Berliner Drucker Ernst Litfaß die Idee einer Anschlagssäule, an die Werbeplakate geklebt werden konnten. Zur damaligen Zeit konnte er nicht ahnen, dass es eineinhalb Jahrhunderte später zahlreiche menschliche Litfaßsäulen geben sollte. Menschen, die größtenteils ihr Hobby zum Beruf gemacht haben, sich dadurch einer exponierten Stellung in der Gesellschaft erfreuen und ihr Geld unter anderem mit dem Tragen von Werbung verdienen: Profisportler.

Verschiedene Mäzene Seit es den Wettkampfsport gibt, gibt es Mäzene, Privatpersonen und Unternehmen, die Vereine und Sportler finanziell unterstützen. Sei es, weil man dem eigenen Lieblingsverein etwas Gutes tun oder den lokalen Sportverein mit finanziellen Zuwendungen etwas weiter nach oben bringen wollte. Und auch heute noch ist diese Art der Sportförderung als „chairman's wife syndrom“ (bei der ein Unternehmenschef die Liebessportart seiner Frau finanziell fördert) im deutschen Sport zu finden. Davon abzugrenzen ist allerdings das professionelle und kommerzielle Sportsponsoring, dessen Geburtsstunde in Deutschland in das Jahr 1972 fällt. Damals erkannte der niedersächsische Unternehmer und Jägermeister-Chef Günter Mast als einer der ersten, welche Wirkung der Fußball auf die Bevölkerung hat und wie man dieses Massenphänomen für die eigene Marke nutzen kann. Das Jägermeister-Logo auf den Trikots des damaligen Fußballerligisten Eintracht Braunschweig sorgte allerdings für einen handfesten Skandal und bedurfte auch eines Tricks: Weil der Deutsche Fußball-Bund damals Werbung auf der Brust der Spieler untersagte und nur das Vereinswappen auf dem Trikot zu sehen sein durfte, wurde das eigentliche Vereinslogo von Eintracht Braunschweig – ein Löwe – kurzerhand in den Jägermeister-Hirsch umgewandelt.

Jägermeister-Aufschrei Als Folge ging ein Aufschrei durch Fußballdeutschland und in Anbetracht der finanziellen Gegenleistung in Höhe von 100.000 Deutsche Mark (DM) warnten damalige Fußballfans schon vor einer nicht aufzuhaltenden Kommerzialisierung des Fußballs. Vielfach wurde befürchtet, dass noch mehr Vereine ihre Seele an profitorientierte Unternehmen verkaufen werden. Sie sollten ein Stück weit recht behalten. Denn in den nachfolgenden Jahren setzte sich das Trikotsponsoring in der Fußballbundesliga durch, das Werbeverbot wurde aufgehoben und es dauerte nicht lange, bis alle Erstligisten einen Unternehmensnamen auf dem Trikot trugen, auch weil sich damit ganz gutes Geld machen ließ. Doch sollte das erst der Anfang sein.

Im Laufe der Jahre hat sich das Sportsponsoring zu einem beliebten und äußerst effektiven Kommunikationsinstrument für Sponsoren und einer nicht mehr wegzudenkenden Einnahmequelle für Sportverbände, Vereine und Individualsportler sämtlicher Sportarten entwickelt.

Zweistellige Millionenbeträge In der Fußball-Bundesliga werden mittlerweile zweistellige Millionenbeträge pro Saison bezahlt. So soll der deutsche Rekordmeister FC Bayern München von seinem Trikotsponsor, der Deutschen Telekom, 35 Millionen Euro jährlich erhalten. Sportausrüster Adidas soll gar 60 Millionen Euro jährlich zahlen, damit die Münchener Bayern in Trikots mit den drei Streifen auflaufen. Rund ein Drittel der Gesamteinnahmen bei den Fußballbundesligisten kommen von den mehr als 300 Unternehmen, die in der Fußball-Bundesliga wer-

Wie die Litfaßsäulen

MARKETING Sportsponsoring gilt als äußerst effektives Kommunikationsinstrument



Spielszene in der DKB Handball Bundesliga: Werbung wohin man blickt – auf den Trikots der Spieler (vorne, hinten und an der Seite), auf den Werbeflächen im Hintergrund und sogar auf den Trikots der Schiedsrichter

ben. In anderen Sportarten ist die Bedeutung der Sponsoren für die Vereine noch wichtiger, da in den höchsten Spielklassen des deutschen Handballs, Basketballs und Eishockeys zwar Topleistungen geboten, aber wesentlich weniger Fernsehgelde eingenommen werden. Nicht selten gleichen heutzutage Trikots von Profisportmannschaften den früher weit verbreiteten Litfaßsäulen – Werbung wohin das Auge blickt.

Sportsponsoring ist aber nicht nur auf Vereine begrenzt. Gesponsert kann so gut wie alles werden: Ligen (DKB Handball Bundesliga), Spielstätten (Allianz Arena München), Vorbereitungsturniere (Audi Cup), Wettkaempferien (Smart Beachvolleyball Tour) oder auch Individualsportler wie Tennisspieler Angelique Kerber (unter anderem Porsche und Adidas) oder Turner Fabian Hambüchen (unter anderem O2 und Erima). Aber auch Vertreter klassischer

Mannschaftssportarten treten seit jeher als Testimonial in Werbekampagnen großer Marken und Unternehmen auf. Franz Beckenbauer war einer der ersten, der in den 1960er Jahren 12.000 DM Gage bekam, um im Werbefilm für Knorr die Suppe auszulöffeln. Heute sieht man Spieler wie Thomas Müller (Barilla, VW, Gillette, Rewe) sowie Weber Grill und Trainer wie Jogi Löw (Tui, Nivea) in Werbespots über den Fernseher flimmern.

Dabei stellt sich die Frage, warum der Sport im Allgemeinen und Sportler im Besonderen ein so beliebtes Sponsoringobjekt sind. Zunächst einmal ist festzustellen, dass es sich bei Sportsponsoring um ein mittlerweile etabliertes Kommunikationsinstrument handelt, mit dem Sponsoren diverse Unternehmensziele erreichen wollen. Als Unternehmensziele von Sportsponsoring werden meistens zunächst die Steigerung der Bekanntheit

und die Verbesserung des Images genannt. Im Sportbusiness gibt es beispielsweise das ungeschriebene Gesetz, dass man als neue Marke nur zwei Jahre auf das Trikot eines Fußballbundesligisten gehen muss, um bundesweit bekannt zu werden. Und tatsächlich klappt das auch. So konnte die damals neu eingeführte Targobank aufgrund ihres damaligen Trikotsponsorships bei Werder Bremen einen bundesweiten Bekanntheitsgrad von 69 Prozent erreichen – und das innerhalb von nur sieben Monaten. Was die Verbesserung des Image betrifft, ist die Allianz ein gutes Beispiel. Der Versicherungskonzern war zwar schon lange wohlbekannt, wurde in der Bevölkerung aber eher als langweilige Marke angesehen. Durch Sportsponsoring (etwa in der Formel 1, beim FC Bayern München und nicht zuletzt durch das Namenssponsorship der Münchener Fußballarena) wird die Allianz mittlerweile als attraktive Marke wahrgenommen. Doch Sportsponsoring bietet Unternehmen viel mehr und eignet sich aufgrund des Livecharakters hervorragend zur Kundenpflege, Mitarbeitermotivation und Personalrekrutierung. Vor allem weil der Sport etwas bietet, was für Unternehmen in der Kommunikation elementar wichtig ist: authentische Emotionen! Was die werbetreibende Industrie normalerweise mit viel Geld in Werbekampagnen künstlich erzeugen muss, bekommt sie vom Sport frei Haus – denn sportliche Wettkämpfe bieten natürliche Spannung, menschliche Gefühlsausbrüche sowie echte Gewinner.

Nachteile Die Beliebtheit des Sportsponsorings als Kommunikationsinstrument führt allerdings auch zu einem gewaltigen Nachteil: Da immer mehr Marken Werbung mit Sport machen, wird es für einzelne Sponsoren immer schwieriger, aus der breiten Sponsorenmasse herauszustechen. Im Sportbusiness ist längst schon die Rede vom „sponsorship clutter“ (auf gut Deutsch: Sponsoringmüll). Viel zu viele Sponsoren nehmen sich gegenseitig die Aufmerksamkeit weg, in den Köpfen der Konsumenten schaffen es nur ein paar wenige Marken. Fast jede Sponsorenabfrage liefert die gleichen üblichen Verdächtigen: Coca-Cola, Adidas, McDonalds – und damit nur die wirklich großen und finanzkräftigen Sponsoren, die schon sehr lange dabei sind. Die meisten anderen Sportsponsoren fallen hinten runter, obwohl sie selbst einige Millionen für ihre Engagements ausgeben, auch weil man als Sportsponsor mehr machen muss als nur sein Logo auf ein Trikot oder eine Werbefläche zu platzieren. In der Fachsprache spricht man von Aktivierung, das heißt, dass man das für viel Geld eingekaufte Sponsoringrecht sinnvoll in die eigene Kommunikationsstrategie einbauen sollte. Und dafür sollte man dann mindestens noch einmal genau so viel ausgeben wie für das entsprechende Sponsoringrecht. Große Sponsoren wie Coca-Cola investieren gar das Dreifache für Aktivierungsmaßnahmen wie die Herstellung von speziellen Getränkedosen oder groß angelegten Gewinnspielen, bei denen Konsumenten beispielsweise Eintrittskarten für die gesponserten Sportereignisse gewinnen können. Auch für die diesjährigen Olympischen Spiele in Rio de Janeiro – übrigens die seit jeher einzige Sportgroßveranstaltung, die zwar von Sponsoren finanziert wird, zugleich aber keine Werbung in den Stadien und Arenen zulässt. Aus den menschlichen Litfaßsäulen werden dann vier Wochen lang wieder reine Sportler. André Bühler

Der Autor ist Direktor des Deutschen Institut für Sportmarketing an der Hochschule für Wirtschaft und Umwelt (HfWU) Nürtingen-Geislingen.

Wellenreiten und Snowboarden für olympisches Gold

SPORTARTEN Das Internationale Olympische Komitee wählt die Disziplin aus. Bei den Spielen in Rio de Janeiro kommen Rugby und Golf neu dazu

Die Erfinder des Winter-Pentathlon hatten einfach kein Glück. Im Jahr 1948 hatten sie eine tolle Idee: Zu den Olympischen Winterspielen in St. Moritz dachten sie sich eine Königsdisziplin aus, einen Fünfkampf aus Skilanglauf, Abfahrt, Pistolschießen, Degenfechten und Geländeeritt durch Schnee. Dumm nur, dass sich lediglich 14 Athleten fanden, die sich dieser Herausforderung stellten. Und noch ärgerlicher, dass am Ende nur elf durchhielten. Beim Publikum kam dies nicht gut an. Nach dem einen Mal wurde der Winter-Pentathlon wieder aus dem Olympischen Programm gestrichen.

1896 erstmals als Wiederbegründung der antiken Festspiele Olympias im modernen Athen ausgetragen, haben sich die Spiele rund um die fünf Ringe zur wichtigsten Sportveranstaltung weltweit entwickelt. In welcher Disziplin sich die Athleten allerdings messen, legt jedes Mal das Internationale Olympische Komitee (IOC) fest. Das Motiv ist klar: Mit neuen Sportarten wollen sich die Funktionäre



Auch Wellenreiten könnte in Zukunft olympische Sportart werden.

auf den Zeitgeist einstellen. Schließlich sind die Olympischen Spiele ein großes Geschäft – und Zuschauer eine Währung. So wurde manches aus den Spielen gekgelt. Tauziehen, Motorbootsport und Schlittenhunderennen – all dies wurde ausprobiert und verworfen. Zuletzt mussten die Ringer um ihren Ringstatus fürchten: Der Jahrtausende alte Sport hat

te 2012 bei einer Analyse aller olympischen Disziplinen nicht gut abgeschnitten, das IOC hatte dabei Kriterien wie TV-Quote, Zuschauerzahl und Ticket-Verkäufe, aber auch Verbreitung und Mitgliederzahl angelegt. Die rote Karte drohte, und die Ringer reagierten. Mit Reformen wie mehr Gewichtsklassen für Frauen und einer größeren Attraktivität (Punktwertung

statt Rundenwertung) der Kämpfe konnten sie das IOC doch noch vom Verbleib im Olympischen Dorf überzeugen.

Ringe adeln Für eine Sportart sind die Ringe wie eine Adelnung. Medienpräsenz und Sponsoren nehmen zu, mehr Aktive und vor allem mehr Geld wirken wie Vitaminspritzen der Disziplinen. Dabei zählt: Je hipper der Ruf vor allem unter Jugendlichen, desto größer die Chancen. So schaffte es zum Beispiel Snowboarden ins Programm und an die Fleischöpfe der Sportförderung; eine Win-Win-Situation für die Athleten auf den Brettern und die Funktionäre im IOC. Letztlich hat sich das IOC für eine Entwicklung weg von einem auf Sportarten ausgelegten Programm und hin zu einem eventbasierten entschieden. In diesem Jahr zum Beispiel kommen bei den Sommer-Spielen in Rio de Janeiro zwei neue Disziplinen hinzu: Rugby und Golf. Beide Disziplinen waren einmal olympisch gewesen. Doch Rugby war nach 1924 gestrichen worden und Golf schon nach 1904. Für die Spiele nach Rio, also 2020 in Tokio, wird die Öffnung für neue Disziplinen noch weiter getrieben werden. Das IOC hat mit der so genannten „Agenda 2020“ sich nicht mehr darauf festgelegt, die Sommer-Spiele auf 28 Sportverbände zu beschrän-

ken. Im Gegenteil: Die Ausrichterstädte dürfen ab nun dem IOC Vorschläge unterbreiten, welche Disziplinen in den Kanon aufgenommen werden sollten.

Für die Spiele 2020 in Tokio bedeutet dies, dass sich fünf Sportarten Hoffnungen machen können: Das Organisationskomitee schlägt dem IOC zusätzlich zum bestehenden Programm Baseball/Softball, Karate, Surfen, Sportklettern und Skateboard vor. Vor allem beide letztere Disziplinen gelten als Trendsportarten und sollen jüngere Zuschauer anlocken. Baseball und Softball sind besonders in Asien und in Nordamerika populär. Karate, ein Klassiker, hat sich bereits in den vergangenen drei Bewerberrunden vergeblich um die Erstaufnahme bemüht. Bei Sportklettern würden sich die Zuschauer an Wettkämpfe in „Bouldern“, „Speed“ und „Lead-Klettern“ gewöhnen müssen; mit Surfen ist Wellenreiten gemeint.

Im August dieses Jahres wird das IOC über die Liste für 2020 entscheiden. Insgesamt kämen nach den Vorschlägen aus Japan 18 Events sowie 474 Athletinnen und Athleten zu den Ringspielen hinzu. IOC-Sprecher Mark Adams kündigte jedenfalls einen „neuen, frischen und sehr aufregenden Ansatz für das olympische Programm“ an. Für die Karatesportler „bedeutet diese Aufwertung, dass der Sport in

aller Welt eine größere Förderung erlangen kann und die zahlreichen Facetten, die wir bieten, deutlich werden“, sagte Wolfgang Weigert, Präsident des Deutschen Karate Verbandes.

Kurz vor Aufnahme in die Vorschlagsliste für 2020 gescheitert sind Bowling, Rollschuhsport, Squash und Wushu, einer chinesischen Kampfkunst. Die Golf-Funktionäre jedenfalls freuen sich auf die Teilnahme 2016: „Für viele der 60 Millionen Golfer auf der ganzen Welt ist heute ein lang ersehnter Wunsch in Erfüllung gegangen“, kommentierte Wolfgang Scheuer, Präsident des Deutschen Golf Verband, die Ringehring. Immerhin werden bei den Olympischen Spielen Sportarten in den Vordergrund rücken, die in Deutschland nicht gerade im Rampenlicht stehen. „Die Bedeutung des Fußballs ist zu groß geworden“, sinnierte vor kurzem der scheidende Präsident von Eintracht Frankfurt, Heribert Bruchhagen: „Wir haben die Leichtathletik erschlagen, wir haben den Handball erschlagen, wir haben den Basketball erschlagen.“ Ab dem 5. August, wenn im Maracanã-Stadion die Eröffnungsfeier der Sommerspiele in Rio Janeiro beginnt, schlägt Olympie zurück. Jan Rübél

Der Autor ist freier Journalist in Berlin.



Sport im Zeichen des Terrors

FUSSBALL-EM Mit Scharfschützen auf den Dächern, Tausenden Polizisten auf den Straßen und Kontrollen sicherte Frankreich die Europameisterschaft vor dem Terror.

Der Gedanke an die Ge- wehläufe dort oben auf dem Parkhaus ist schwer loszuwerden. Vor und nach jedem Europameisterschaftsspiel in Lille führte der Weg der meisten Zuschauer direkt durch den Zielbereich der Scharfschützen. Schwarz gekleidete Männer richteten ihre Waffen auf die vorüber schlendernden Leute, in der Luft lag das Knattern von Hubschraubern, die über dem Stade Pierre Mauroy in Lille kreisten. Unten zwischen den Leuten spielte eine Blaskapelle, ein paar Clowns auf zwei Meter hohen Stelzen tanzten dazu, schnitten Grimassen, machten Scherze und posierten für Fotos. Es sind seltsame Gegensätze, die hier aufeinander trafen. Die bezahlten Gaukler, die sich vor allen Spielen in Lille vor dem Eingangsbereich zur Ehrentribüne herumtrieben, waren ein gekaufter Farbleck, der von den Schattenseiten dieser Europameisterschaft ablenken sollte. Aber das funktionierte längst nicht immer. Immer wieder gab es Momente der Anspannung, die allgegenwärtig war bei diesem Fußballturnier, das am Ende tatsächlich ohne größeren terroristischen Anschlag zu Ende gegangen ist.

Hätte es einen Anschlag bei der EM gegeben, das Turnier wäre sofort abgesagt worden.

Noch wenige Tage vor dem Eröffnungsspiel sagte der deutsche Verfassungsschutz-Präsident Hans-Georg Maaßen: „Wir wissen, dass der IS die EM ins Visier genommen hat.“ Anderen Berichten zufolge sah auch die immer bedeutungsloser werdende Organisation Al-Qaida die EM als Chance, sich auf der großen Tribüne des internationalen Terrorismus zurückzumelden. Überdies gebe es in Frankreich und in Belgien jede Menge bereitwillige Selbstmordattentäter, die nur auf eine günstige Gelegenheit warten, schreiben große Zeitungen. Passiert ist – abgesehen von dem Polizistenmord durch einen IS-Anhänger in der ersten Turnierwoche – nichts. Nach einem Anschlag wäre die EM „sofort beendet worden“, sagte Jacques Lambert, der Chef des Organisationskomitees am Tag nach dem Finale. Diese Information hatte er bis dahin zurückgehalten, um potenziellen Tätern kein zusätzliches Motiv zu liefern.

Erfolgreiches Konzept Das Sicherheitskonzept ist aufgegangen, wobei die Gründe für den glimpflichen Verlauf der Veranstaltung nicht alleine in der guten Arbeit der 42.000 Polizisten, der 30.000 Gendarmen, der 30.000 privaten Sicherheitsagenten und der 10.000 Soldaten in den Städten, Stadien und Bahnhöfen liegen. Sie haben eine Auf-

gabe bewältigt, die bei einer derartigen Großveranstaltung eigentlich nicht zu bewältigen ist. Wer während des Turniers in Frankreich unterwegs war, entdeckte überall weiche Ziele, die selbst ein perfekt arbeitendes System niemals absichern wird. Ein Selbstmordattentäter, der bereit ist, sich in einer Menschenmenge in die Luft zu sprengen, hätte jeden Tag große Gruppen feiernder Menschen vor Cafés, Bars und auf Plätzen gefunden, die völlig ungeschützt sangen und tranken. Metros und Straßenbahnen waren ebenfalls in vielen Momenten ohne ernsthaften Check zugänglich. Und selbst im inneren Sicherheitsbereich der Stadien entdeckten aufmerksame Besucher immer wieder Lücken im System. Hierher kamen nur Zuschauer mit Ticket oder Leute mit offizieller UEFA-Akkreditierung. Die Zuschauer wurden abgetastet, Taschen durchsucht, Journalisten und andere akkreditierte Besucher mussten einen Metalldetektor passieren, das Gepäck wurde wie am Flughafen durchleuchtet. Aber schon nach wenigen Tagen wurden die Sicherheitskräfte nachlässiger. An diversen Spielorten raunten sich Reporter Geschichten zu, wie sie über unbewachte Wege aus Parkhäusern oder Lücken in Bauzäunen ins Stadion gelangen konnten, ohne eine Sicherheitsschleuse zu passieren. Beruhigend waren solche Berichte nicht, aber es wird diese Geschichten auch bei den kommenden Turnieren geben. Im Verlauf eines derart komplexen Events passieren Fehler. Es ist eine naive Utopie zu glauben, dass ein Stadion, das in eine vorhan-

dene Infrastruktur, in städtische Topographien eingebettet ist, über Wochen 24 Stunden am Tag zu überwacht werden kann. Einige Ultras vom Balkan haben das erkannt und die Lücken im System für eine zweifelhafte Protestaktion genutzt. Nach der Partie zwischen Kroatien und Tschechien tauchten Lagepläne der Arena von Toulouse auf, denen zu entnehmen war, wie sich Pyrotechnik auf die Tribüne schmuggeln lässt. Als aus Wut über den kroatischen Fußballverband zahlreiche Bengalos gezündet werden, musste das Spiel für einige Minuten unterbrochen werden. Es wurde auf Sicherheitsfirmen, die Uefa und die Polizei geschimpft, man kann aber auch einfach froh sein, dass es keine Terroristen waren, die die Überwachung unterlaufen haben. Es war ein Moment, der zeigt, dass sich kriminelle Energie auch von gewissenhaft arbeitenden Sicherheitskräften kaum aufhalten lässt. Klare Fehler passierten aber trotzdem.

Hooligans Die Reaktion der Polizei auf gewalttätige Hooligans war ein Desaster (siehe auch Text unten). „Die Beamten schritten, wenn es Vorfälle gab, überhaupt nicht oder sehr spät ein“, sagt Daniela Wurbs in einem Kicker-Interview. Wurbs ist Sprecherin der „Football Supporters Europe“, die im Auftrag der UEFA die Fanbetreuung organisiert. Sie kritisiert die mangelnde Bereitschaft der französischen Polizei zur internationalen Kooperation. Verglichen mit der in Deutschland als Sommermärchen verkürzten WM von 2006 ist trotzdem we-

nig passiert. Vor zehn Jahren gab es schwere Ausschreitungen in Dortmund, Köln und Hamburg, 9.000 Menschen wurden in Gewahrsam genommen, 875 Menschen wurden verletzt. Die Bilanz der EM 2016 führt 1.550 Störer an, die von der Polizei aus dem Verkehr gezogen wurden und rund 100 Verletzte. Wirklich neu ist, dass die Anwesenheit der behelmten Sicherheitsleute mit Gewehr vor der Brust, die im Bundesliga-Alltag häufig provokant wirkt, bei diesem Turnier von vielen Zuschauern als angenehm empfunden wurde. „Wenn man hier Polizei sieht, die zum Beispiel bewaffnet ist, dann hat das eine ganz andere Wirkung, als in anderen Situationen, weil man ja auch geschützt sein möchte“, sagt Volker Goll von der Koordinationsstelle Fanprojekte, der den deutschen Anhang durchs Turnier begleitet hat. Irgendwann gewöhnte man sich sogar an die Wege durch die Schussfelder der Scharfschützen, das subjektive Gefühl zu so einem Turnier und seinen Gefahren ist ja – wie fast immer wenn es um Ängste geht – ein fließendes Phänomen. Die Vorbereitungsphase und die ersten Tage der Turniere waren traditionell durchsetzt von Schreckensmeldungen und Horrorszenerien, dann traten die Emotionen des sportlichen Geschehens in den Vordergrund.

Angel Maria Villar Llona, der die EM als Übergangschef des derzeit führungslosen europäischen Fußballverbandes UEFA begleitete, verkündet in seiner Bilanz: „Die französische Polizei und die Militärs haben fantastisch gearbeitet und die Sicherheit von Millionen Fans aus ganz Europa garantiert.“ Auch Frankreichs Präsident François

Hollande feierte das Turnier als „Sieg für Frankreich“ Nicht sportlich, „Les Bleus“ verlor das Finale, aber im Kampf gegen den Terror. Es ist aber ein fragiler Sieg, wie nur wenige Tage nach dem EM-Finale der Anschlag in Nizza offenbaren wird. Mindestens 84 Tote und Dutzende Verletzte sind die erschreckende Bilanz der Amokfahrt mit einem Lastwagen am französischen Nationalfeiertag. Die Terrororganisation „Islamischer Staat“ bekennt sich zu dem Anschlag, auch wenn unklar ist, ob überhaupt eine Verbindung zwischen dem mutmaßlichen Täter und der Organisation besteht. Die französische Nationalversammlung verlängerte den Ausnahmezustand, der eigentlich Ende Juli – nach EM und „Tour de France“ – enden sollte, vergangene Woche um weitere sechs Monate. Der Ausnahmezustand war nach den Anschlägen von Paris im November 2015 verhängt worden. *Daniel Theweleit*

Der Autor ist freier Journalist.



Die Angst spielt mit. Bei der Europameisterschaft in Frankreich rüstet der Staat auf, um mögliche Terroranschläge abzuwehren.

© picture-alliance/Pressefoto ULMER/Markus Ulmer

Die positive Bilanz des Turniers wird durch die Ereignisse von Nizza überschattet.

Auf der Suche nach dem ultimativen Lustgewinn

FUSSBALL UND GEWALT Hooligans geht es nicht mehr ums Spiel, es geht ihnen um den Kick. Die Schläger kommen aus allen Gesellschaftsschichten

Blutüberströmte Gesichter, Massenschlägereien, Randalen – während der Europameisterschaft haben Hooligans den Hafen und den Markt von Marseille in Kampfschauplätze verwandelt (siehe Text oben). Die Szenen waren erschreckend, aber überraschend waren sie für Experten wie Gunter A. Pilz nicht. Die Gewaltausbrüche seien absehbar gewesen, sagt der Soziologe und Fanforscher. „Die Hooligans haben sich im Vorfeld intensiv ausgetauscht. Nicht ohne Grund sind Spiele wie das zwischen England und Russland als Hochrisikospiele eingestuft worden.“ Auch abseits internationaler Turniere sind Szenen von verfeindeten Fangruppen, von Hooligans, die provozieren und sich Gefechte untereinander und mit der Polizei liefern, am Rande von Fußballspielen immer wieder zu erleben. Die Szene glorifiziert ihre Taten. Videos von Auseinandersetzungen werden in Sozialen Netzwerken geteilt. Eigene Kodizes und Regelsätze sollen dem Gewaltrausch den Schein von Ordnung verleihen. Wer sind diese Menschen, die sich da prügeln, was treibt sie an? Hooligans – das sind meistens Männer zwischen 18 und 35 Jahren, denen es schlicht um die Gewalt geht. Sie ist längst zum Selbstzweck geworden. Anders als bei den sogenannten Ul-

tras, die Pilz als vereinsorientiert und überwiegend friedlich beschreibt, spiele der Fußball für die Hooligans keine Rolle mehr. In anonymen Interviews berichten Hooligans vom besonderen Reiz, dem Kick, wenn sie sich zum Pöbeln und Saufen verabreden und bewusst die Auseinandersetzung suchen. „Rennen, Jagen, Schlagen – das gehört zur Lustoptimierung. Für die Hooligans schafft dieses Gefühl sonst nichts, keine Droge und auch keine Frau“, sagt Pilz. Die Gewalttätigkeit in der Masse, als Teil eines Kollektivs, wird für viele zum ultimativen Lustgewinn.

Arbeitslose und Anwälte Hooligans stammen nicht nur aus einer bestimmten Gesellschaftsschicht. Unter ihnen sind alle vertreten, vom abgehängten Arbeitslosen bis zum erfolgreichen Anwalt, vom Einzelgänger bis zum Familienvater. Die Motive, sich der Szene zuzuwenden, sind jedoch unterschiedlich. So hat Fanforscher Pilz zwei verschiedene Gruppen ausgemacht: „Die Prolos haben eine niedrige Bildung und geringe Zukunftsperspektiven. Sie verschaffen sich in Gruppen über die Gewalt ein positives Selbstwertgefühl. Die Akademiker stammen aus höheren Bildungsschichten, sie sind auf der Suche nach dem letzten Kick und nutzen die Gewalt als Abenteuer.“



Während des EM-Spiels zwischen Russland und England kam es zu Ausschreitungen im Stadion in Marseille. Meist prügeln sich Hooligans abseits der Arenen. © picture-alliance/dpa

Dass dieses Phänomen ausgerechnet im Fußball zu beobachten ist, hat einen guten Grund. „Die Bühne, auf der sich die Hooligans hier präsentieren können, ist riesig. Fußball ist die Sportart Nummer eins“, sagt Pilz. Die Stadien sind vielleicht die letzten öffentlichen Bastionen, in denen Emotionen frei ausgelebt werden können. Da dürfen auch Männer mal weinen, sich umarmen und hemmungslos feiern. Sie feiern mit der Mannschaft, schimpfen auf

den Schiedsrichter und streiten sich mit gegnerischen Fans. Dieser Fußball mit all seinen Emotionen bietet Hooligans die perfekte Fläche. Getarnt unter dem Deckmantel des Sports können sie ihre Gewaltfantasien ausleben. Wut und Aggressionen werden im Alltag häufig unterdrückt, auch weil es oft an einem Schuldigen fehlt. Wer ist verantwortlich für die eigene Unzufriedenheit oder die Ungerechtigkeit, die einem widerfährt?

Im Fußball, so Pilz, brächen diese Emotionen hervor, hier ist die Lage eindeutig. „Es sind enge Räume mit klaren Abgrenzungen und Feindbildern – es gibt ein ‚wir und die anderen‘“, sagt Pilz. Gleichzeitig lässt sich die Unzufriedenheit über das eigene Leben im Stadion leicht vergessen. Der Frust über die Arbeitslosigkeit oder den Job, die gescheiterte Beziehung, die Bevorzugung von Kollegen oder die Benachteiligung aufgrund der Herkunft – beim Fußball zählt das alles nicht mehr. „Es ist ein dankbares Feld, um Selbstwertgefühl aufzubauen und Bestätigung zu erhalten“, erklärt der Fanforscher.

Brennglas der Gesellschaft Doch Gewalt rund um den Fußballplatz ist nicht nur Ausdruck individueller Lust an der Prügelei. Konflikte zwischen Nationalitäten, gesellschaftliche Spannung, all das kommt im Fußball zum Vorschein (siehe Seite 12). In dem Sport wurden heute immer mehr weltpolitische Konflikte ausgetragen beziehungsweise dort hineingetragen, sagt Pilz. Eine Partie zwischen Albanien und Serbien oder der Ukraine und Russland habe dann natürlich eine gewisse Brisanz. Auch zwischen den Spielern kann es da zu Konflikten kommen. Für Spieler wie Fans geht es um viel: Sieg oder Niederlage, Ansehen,

Stolz, den Klub, das Land. „Bei der Gewalt im Fußball handelt es sich nicht nur um einen Spiegel der Gesellschaft, sondern um ein Brennglas“, betont der Soziologe. Die Problemlagen in der Gesellschaft würden hier verstärkt. Die Gewalt könne niemals losgelöst von der Gesellschaft betrachtet werden. „Je mehr Konflikte und Anspannungen es gibt, desto mehr kommt es zu gewalttätigen Szenen im Fußball.“ Immerhin: Verglichen mit den Hochzeiten der Hooligans in den 1980er und 1990er Jahren sei die Gewalt grundsätzlich weniger geworden, stellt Pilz fest. Darüber hinaus hätten sich die Auseinandersetzungen durch die zahlreichen Sicherheitsvorkehrungen in den Stadien in ferne Bereiche verlagert. „Dennoch“, betont Pilz, „haben die Ereignisse in Frankreich gezeigt, dass die Gewalt zurück ist.“ *Mirjam Rüscher*

Die Autorin arbeitet als freie Journalistin in Hamburg.

Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper



Ein letztes Mal kneten die „Aachen Ultras“ an diesem sonnigen Nachmittag des 12. Januar 2013 ihr Banner an den Zaun des Gästeblocks. Hunderte bunte Luftballons werden in die Luft gestreckt, Gesänge schallen auf den Platz. Doch mit zunehmender Spieldauer sinken die Köpfe der Ultras langsam nach unten, nach und nach rollen sie die Fahnen ein, die Gesänge verstummen. Die „Aachen Ultras“ werden nach diesem Spiel nicht mehr gemeinsam ins Stadion gehen. Mehr als ein Jahr lang sind die Jugendlichen immer wieder angegriffen worden, im Stadion und in der Stadt. Selbst in ihren Privatwohnungen wurden sie überfallen – von einer „Allianz der alten Werte“, rechten Hooligans, rechtsaffinen Ultras des eigenen Vereins und Mitgliedern der inzwischen verbotenen „Kameradschaft Aachener Land“. Warum? Weil sie sich gegen Neonazis und Diskriminierung engagierten.

Alemannia Aachen hat das Pokalspiel bei Fortuna Köln zwar gewonnen, doch gleichzeitig ihre wohl wichtigste Fangruppe verloren. Die Ultras gaben auf, aus Angst zogen sie sich aus dem Stadion zurück. Die Rechte haben gewonnen.

Konflikte wie diese schwelen in der ganzen Republik an etwa 20 Standorten – zwischen vermeintlich harmlosen Pöbeleien, der Androhung von Gewalt bis hin zu Angriffen im Stadion, in der Stadt, in den Wohnungen der Betroffenen. Im Juni 2013, sechs Monate nachdem die „Aachen Ultras“ aufgegeben haben, veröffentlichte die vom Verfassungsschutz als rechtsextrem eingestufte Band „Kategorie C“ – benannt nach der polizeilichen Einordnung für gewaltsuchende Fans – ein Video auf YouTube. In diesem loben sie das „Herzstreben der Antifa-Schweine“ aus dem Stadion und fordern: „Das sollte auch überall mal passieren!“. Die Konzerte der Band gelten als wichtige Treffpunkte für rechte Hooligans, Neonazis und rechtsaffine Jugendliche.

Von Hooligans dominiert In den 1980er-Jahren wurden die Kurven von Hooligan-Gruppen dominiert (siehe Beitrag auf Seite 11 unten). Einige beschränkten sich auf Auseinandersetzungen mit anderen Hools, andere verfolgten explizit politische Interessen. Ende der 1990er-Jahre rückten die Hooligans in den Hintergrund. Die ersten Ultragruppen gründeten sich, um Kurvenshows zu organisieren und die Stimmung zu verbessern. Heute findet in den oberen Ligen des Männerfußballs kein Spiel mehr ohne sie statt. Sie sind der sichtbarste und aktivste Part auf den Tribünen. An vielen Standorten tragen sie dafür Sorge, dass rassistische Gesänge nicht mehr zu hören sind. Mit ihrer häufig nicht-rassistischen bis antirassistischen Positionierung forderten sie die alten Hooligangruppen heraus. Sie kehrten in die Stadien zurück, nicht nur in Aachen.

Eine Spirale der rechten Gewalt hatte sich in den Stadien schon zuvor in Gang gesetzt: 2007 attackierten rechte Hooligans eine Feier antirassistischer Ultras in Bremen. 2008 zwangen Hooligans von Rot-Weiß Essen die gerade neugegründete Ultragruppe „Banda Confusa“ zur Auflösung. 2013 gab es Angriffe unter anderem auf zivilcourageierte Ultras in Braunschweig, Duisburg und Düsseldorf.

Die Liste der Vorfälle zeigt: Neonazis im Fußball sind kein reines Ost-Problem, auch wenn Fanszenen wie die vom Halleischen FC, Lok Leipzig oder Dynamo Dresden immer wieder für Schlagzeilen sorgen. Und das auch abseits des Fußballs, im Umfeld der „Patriotischen Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes“ (Pegida). Hier ist eine Arbeitsteilung zu beobachten: Auf der Bühne reden eher unvorbelastete

Kampf in der Kurve

EXTREMISMUS Neonazis und rechte Hooligans sind Alltag in den Fußballstadien und einigen Clubs. Im Umgang mit ihnen tun sich viele Vereine schwer



Mit Bannern gegen Rassismus: Borussia Dortmund-Fans im Stadion.

Personen, während rund um die Kundgebung Hooligans als inoffizielle Ordnungsfunktionäre. In Leipzig wurde das Zusammenspiel von Agitation und Aggression noch deutlicher. Während im Januar eine Legida-Kundgebung in der Leipziger Innenstadt stattfand, an der mehr als 3.000 Personen teilnahmen, randalierten rund 250 rechte Hooligans und Neonazis in dem linksalternativ geprägten Leipziger Stadtteil Connewitz. Dass rechte Hooligans und Neonazis sich vernetzen, ist kein neu-

es Phänomen. Gemeinsame Werte wie Männlichkeit, das Recht der Stärkeren und Gewalt stellen Bezugspunkte her, auch wenn nicht alle Hooligans rechts sind. 1983 antwortete der Anführer der „Aktionsfront Nationaler Sozialisten/Nationaler Aktivisten“ Michael Kühnen, auf die Frage, wo er Nachwuchs rekrutieren würde: Zuerst „unter Skinheads und Fußballfans, die uns sehr helfen, aber politisch noch nicht ganz zu uns gehören.“ In einem Rundbrief rief er zum „Kampf um die Stadionkurve“

auf. Ereignisse wie bei der Fußball-Europameisterschaft 2016 in Frankreich, als deutsche Hooligans in der Innenstadt von Lille gleich mehrmals eine Reichskriegsflagge zeigten und Parolen wie „Wir sind wieder einmarschiert“ riefen, sind somit weder überraschend noch Einzelfälle. Die „Erfolge“ aus Aachen, bei Pegida oder auch die Demonstration der „Hooligans gegen Salafiten“ aus dem Oktober 2014, bei der etwa 5.000 Personen, vor allem aus dem Neonazi- und Hooligan-Milieu demon-

trierten, gaben ihnen Auftrieb. Rechte Hooligans und Neonazis führen aber nicht nur den „Kampf um die Kurven“ oder den „Kampf um die Straße“. Immer wieder werden auch Einflussversuche auf Sportvereine bekannt: Neonazis engagieren sich als ehrenamtliche Jugendtrainer, Schiedsrichter oder gründen gleich einen eigenen Sportverein – wie den FC Ostelbien Dornburg. Der Fußballclub wurde 2011 gegründet, spielte bis zum Ausschluss aus dem Fußballverband 2015 in der Kreisliga Süd und

sorgte immer wieder mit Rassismus und Gewalt gegen andere Spieler oder die Schiedsrichter für Schlagzeilen. Diese wollten teilweise gar nicht mehr auflaufen, wenn Ostelbien spielte. Trotz der offenen rechten Gewalt dauerte es fast vier Jahre, bis der Verein aus dem Fußballverband Sachsen-Anhalt ausgeschlossen wurde.

Auch auf die Angriffe in den Kurven fallen die Reaktionen sehr unterschiedlich aus. Die „Aachen Ultras“ kritisierten den Verein, das sozialpädagogische Fanprojekt und die Lokalpolitik scharf. Sie hätten sie in ihrem Engagement gegen Neonazis nicht ausreichend unterstützt. In Braunschweig reagierte der Verein zwar sofort nach einem Angriff rechter Hooligans gegen die antirassistischen „Ultras Braunschweig“. Aber er verbot nicht den rechten Hooligans, sondern den Ultras das Auftreten im Stadion. „Wir haben die Gruppe bestraft, die provoziert hat“, erklärte Sebastian Ebel, Präsident des Vereins.

Maßnahmen zur Prävention Die Liste der Akteure, die eingreifen können, ist lang: Es gibt die Fans, die auf Spruchbändern, in Fanzines oder im direkten Kontakt in der Kurve Position gegen Rechtsextremismus beziehen können. Es gibt die sozialpädagogischen Fanprojekte, die Vereine und Verbände, die Polizei und den Ordnungsdienst sowie die Politik und die Zivilgesellschaft. Wie all diese Akteure in die Rechtsextremisprävention eingebunden sein können, zeigt das Beispiel Werder Bremen.

2007 überfielen rechte Hooligans eine Feier antirassistischer Ultras in den Räumlichkeiten des sozialpädagogischen „Stand up“, bestehend aus dem Fanprojekt, der DGB-Jugend und verschiedenen Jugendhäusern. Statt die rechten Hooligans zu sanktionieren, schlug er den Ultras einen „runden Tisch“ mit den Neonazis vor. Das lehnten die Ultras ab. Erst nachdem die Lokalzeitung, der „Weser Kurier“, eine Sonderseite veröffentlicht hatte, positionierte sich der Verein. Werder verbot rechte Symbole, die Antidiskriminierungs-AG führte Schulungen mit dem Ordnungsdienst zu rechten Symbolen und Codes durch. Die Parteien Die Linke und Bündnis 90/Die Grünen brachten das Thema „Rechtsextremismus bei Werder Bremen“ mit mehreren Anfragen in die Lokalpolitik ein. Gemeinsam wurden die Hooligans aus dem Stadionumfeld zurückgedrängt. Doch das Problem endet nicht am Stadiontor. Wo es Probleme mit Neonazis im Stadion gibt, gibt es sie auch in der Stadt und umgekehrt. Vernetzungen von den Akteuren des Sports mit denen der Stadt, wie in der Antidiskriminierungs-AG können helfen, das Problem nachhaltig anzugehen.

Rechte Hooligans sind gut vernetzt und weisen personelle wie ideologische Überschneidungen ins extrem rechte Milieu auf. Auf den Sportplätzen kann dies bedeuten, dass es zu Übergriffen wie im Fall des FC Ostelbien Dornburg kommt. Auf den Rängen stellen rechte Hooligans vor allem eine Gefahr für diejenigen Fangruppen dar, die sich für ein Stadionerlebnis ohne Diskriminierung einsetzen. Im schlimmsten Fall, treten Sportvereine aus Angst nicht mehr an, Schiedsrichter wollen die Spiele nicht mehr leiten und Ultras geben aus Angst um ihre Gesundheit auf. Zwar gibt es viel positives Engagement im und rund um den Sport. Doch Vereine, Verbände und Politik müssen aufpassen, dass es kein zweites Aachen gibt. Die rechten Hooligans arbeiten daran.

Der Autor ist Chefredakteur des Sport-Magazins „Transparent“

»Bei uns zählt der Mensch und nicht die Herkunft«

INTEGRATION Wie Berliner Migrantenvereine rassistischen und antisemitischen Beschimpfungen trotzen

Auf den Trikots der Spieler des Kreuzberger Fußballvereins BSV AL-Dersimspor stehen die Namen von Clubs wie Besiktas und Fenerbahce, von Barcelona, Real Madrid und Hertha BSC, die Spieler sprechen einen wilden Mix aus Deutsch und Türkisch. Heute trainieren die ersten beiden Mannschaften, am Spielfeldrand steht Kasim Emre mit wachsamem Auge. Emre ist Geschäftsführer des Berliner Clubs, der sich seit seiner Gründung im Jahre 1993 für die sportliche, soziale und kulturelle Integration von Menschen mit Migrationshintergrund engagiert. Doch das stößt nicht überall auf Gegenliebe, wie Emre berichtet: „Außer in Leipzig war es eigentlich überall schlimm, wo wir hingekommen sind. Was wir alles zu hören bekommen haben, möchte ich nicht wiederholen.“

AL-Dersimspor versteht sich ausdrücklich als alevitischer Verein. Etwa 70 Prozent der Mitglieder gehören der religiösen Gemeinschaft an, die vor allem im Osten der Tür-

kei beheimatet ist. Der Rest ist bunt gemischt, wobei ein Großteil familiäre Wurzeln in der Türkei hat. Emre findet es gut, dass in seinem Verein verschiedenste Menschen aufeinander treffen. „Bei uns zählt der Mensch und nicht die Herkunft“, sagt er. Aber er weiß auch, dass manche Menschen das anders sehen. Immer wieder kommt zu rassistischen Beschimpfungen, vor allem bei Auswärtsspielen und Spielen der ersten Herren.

Drohende Strafen Beim Berliner Fußballverband ist das Problem bekannt. 2010 führte er strikte Regeln in Bezug auf Diskriminierung ein. Verhalten sich Spieler, Offizielle oder Zuschauer diskriminierend, können nicht nur sie, sondern auch der Verein bestraft werden. Beim ersten Vorfall gibt es drei Punkte Strafe, im Wiederholungsfall sechs. Beim dritten Mal droht der Mannschaft der Zwangsabstieg. Trotzdem gab es in der vergangenen Spielzeit nur 88 Spielabbrüche, die Hälfte davon in der Jugend. Auch wenn das nach viel klingt – gemessen an den 34.000 Spielen, die in Berlin jede Saison ausgetragen werden, ist diese Zahl verschwindend gering.

Trotzdem verbergen sich hinter den Zahlen zum Teil schockierende Vorfälle. Im Oktober vergangenen Jahres etwa wurde Spie-

lern der dritten Elf des jüdisch geprägten Vereins TuS Makkabi bei einem Spiel in Neukölln von Gegenspielern gedroht, man „werde jetzt die Messer rausholen“. Wenige Wochen zuvor war es bei einem Spiel im Wedding gleich mehrfach zu antisemitischen Beleidigungen und sogar körperlichen Angriffen gekommen. Beide Spiele wurden abgebrochen.

„Ich habe davon damals in der Zeitung gelesen“, erzählt Karim Khan, der im Freizeitteam von Türkijemspor Berlin spielt; er ist der wohl bekannteste und erfolgreichste Migrantenverein der Bundesrepublik und selbst immer wieder rechtsextremen und rassistischen Anfeindungen ausgesetzt. „Wir haben in der Mannschaft darüber gesprochen und schnell beschlossen, dass wir das was machen wollen“, berichtet Khan. Der Club ist auf Makkabi zugegangen und verabredete für Februar ein Freundschaftsspiel. Das es mit 7:1 für Türkijemspor sportlich eher einseitig verlief, war dabei nebensächlich. „Wichtig war, dass die Spieler sich gefreut haben“, erzählt Khan. Und sein Mitspieler Johannes Roeder fügt lachend hinzu: „Und die hatten mehr Türkeln auf dem Platz als wir!“

Bemerkenswert ist es schon, dass ein Team mit türkischem Namen zu ganz überwiegenden Teilen mit Spielern ohne türki-

schen Hintergrund aufläuft. Das hat schon oft für Verwirrung gesorgt. „Bei einem Spiel im Nordosten von Berlin standen ein paar Rechte mit Thor-Steinar-Klamotten am Spielfeldrand. „Warum spielt ihr als Deutsche für einen Türkverein?“, haben die gefragt“, erinnert sich Kahn. Und Falko Grothe, der Mannschaftsverantwortliche erzählt, wie ein Kind bei einem Spiel der zweiten Mannschaft in Hellersdorf fragte, warum so viele Deutsche bei Türkijemspor spielen. Eine Frau habe geantwortet: „Das sind keine Deutschen, das sind Verräter.“

Bunt gemischt Bei Türkijemspor sind derzeit 463 Berlinerinnen und Berliner aus über 30 Nationen in 21 Mannschaften aktiv, das Logo des Vereins zieren ein Berliner Bär und ein Halbmond. Der Verein ist seit Jahrzehnten in Berlin-Kreuzberg zu Hause genauso wie der AL-Dersimspor. Dennoch werden die Mitglieder oft argwöhnisch beäugt und angefeindet. Die Spieler versuchen es mit Humor zu nehmen. So auch Dersimspor-Geschäftsführer Emre: „Ich arbeite seit 20 Jahren bei der Deutschen Post. Viel integrierter geht doch gar nicht.“

Der Autor ist freier Journalist in Berlin.

Anzeige



Deutscher Bundestag

Medienpreis Politik des Deutschen Bundestages ausgeschrieben

Seit 1993 vergibt der Deutsche Bundestag einen Medienpreis Politik. Dieser würdigt hervorragende publizistische Arbeiten – sei es in Tages- oder Wochenzeitungen, in regionalen oder überregionalen Medien, in Printmedien, Online-Medien oder in Rundfunk und Fernsehen –, die zu einem vertieften Verständnis parlamentarischer Praxis beitragen und zur Beschäftigung mit den Fragen des Parlamentarismus anregen. Die Auszeichnung ist mit 5.000 Euro dotiert und wird vom Präsidenten des Deutschen Bundestages verliehen.

- Der eingereichte Beitrag muss zwischen dem 1. Oktober 2015 und dem 30. September 2016 erschienen sein. Einsendeschluss ist der 7. Oktober 2016.
- Es werden sowohl Eigenbewerbungen als auch Benennungen durch Dritte berücksichtigt.
- Dem Bewerbungsschreiben sind zehn Exemplare der zur Auszeichnung vorgeschlagenen Arbeit bzw. Arbeiten und ein Lebenslauf des Autors bzw. Lebensläufe der Autoren beizufügen.

Die Auswahl der Preisträgerin oder des Preisträgers erfolgt durch eine unabhängige Fachjury aus sieben renommierten Journalistinnen und Journalisten.

Bewerbungen oder Rückfragen sind an folgende Adresse zu richten:

Deutscher Bundestag
Fachbereich WD 1
Medienpreis Politik
Platz der Republik 1
11011 Berlin

Tel.: +49 30 227-38630; Fax: +49 30 227-36464
E-Mail: medienpreis-politik@bundestag.de
Internet: www.bundestag.de/medienpreis



Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper





Kamerateams filmen den jamaikanischen Sprinter Usain Bolt, der hier 2008 auf der Distanz von 200 Metern seine zweite Goldmedaille bei den Spielen in Peking holte.

© picture-alliance/dpa

Wettlauf um Lizenzen

TV-RECHTE ARD und ZDF wollen von den Spielen in Rio so viel wie nie zuvor senden. Ab 2018 müssen sie um die Übertragung bangen

Die Kritik des Welt- und Europameisters fällt deutlich aus: „Schwer akzeptabel“ sei die Vorrunde dieser Fußball-EM gewesen, „unansehnlich, wenig interessant, geschweige denn spektakulär“, schimpfte Günter Netzer über das diesjährige Fußballturnier in Frankreich und führte das auf den neuen Modus mit 24 Mannschaften zurück, der „keine gute Idee“ gewesen sei. Aus Sicht des Turnierausrichters, des europäischen Fußballverbandes UEFA, war die EM 2016 hingegen ein Riesenerfolg, zumindest finanziell. Nach vorläufigen UEFA-Schätzungen haben sich die Einnahmen aus TV-Übertragungen, Sponsoring und Eintrittskartenverkauf auf mehr als 1,9 Milliarden Euro belaufen, der Gewinn unterm Strich auf rund 830 Millionen Euro – eine Steigerung von rund einem Drittel gegenüber dem Turnier 2012. Das Kalkül dürfte also aufgegangen sein: Mehr Mannschaften im Turnier – das bedeutet mehr TV-Übertragungen bei höheren Einschaltquoten in den beteiligten Nationen und nicht zuletzt mehr Einnahmen beim Sponsoring.

Schlüsselrolle Sportliche Großveranstaltungen, ob nun eine Fußball-EM oder die Olympischen Spiele, sind ein Milliarden-geschäft. Den TV-Übertragungsrechten kommt dabei die Schlüsselrolle zu. Seit 1960 verkauft das Internationale Olympische Komitee (IOC) TV-Übertragungsrechte, 1985 zog es die Vermarktung und das Sponsoring an sich. Insbesondere in den vergangenen Jahren sind die Einnahmen deutlich gestiegen – je mehr Sendestunden

über den Äther laufen, desto vernehmlicher klingeln die Kassen (siehe Grafik unten). Aus der Binnenlogik des IOC ist es deshalb plausibel, auch das komplette Übertragungsgeschäft an sich ziehen zu wollen. So gilt die Gründung eines olympischen TV- und Digitalkanals als eines der Lieblingsprojekte von IOC-Präsident Thomas Bach. Öffentlich-rechtlichen Anstalten wie ARD und ZDF, über Jahre exklusive Olympia-Sender, haben im vergangenen Jahr bereits erfahren müssen, wie der Wind sich dreht: Einigmaßen überraschend hatte das IOC die Übertragungsrechte für Europa für sämtliche Spiele in der Zeit zwischen 2018 und 2024 an den US-Medienkonzern Discovery verkauft. Für 1,3 Milliarden Euro erhält das Unternehmen die Rechte für alle Bildschirmformate, für kostenlose als auch kostenpflichtige Programme in den meisten europäischen Ländern. In Deutschland dürfte dann ein Großteil der Bewegtbilder über den Discovery-Ableger „Eurosport“ laufen. Um überhaupt mit übertragen zu können, müssen ARD und ZDF Sublizenzen aushandeln. Die Gespräche dazu gestalten sich aber offenbar schwierig: Ende Juni berichtete „manager-magazin.de“, dass ARD- und ZDF für Sublizenzen der Winterspiele 2018 in Pyeongchang in Südkorea und der Sommerspiele 2020 in Tokio höchstens 100 Millionen Euro zu zahlen bereit seien, Discovery hingegen mindestens 150 Millionen Euro verlangen soll. Inzwischen hat das US-Unternehmen Verträge über Sublizenzen mit einigen Öffentlich-Rechtlichen abgeschlossen, darunter in Österreich mit dem ORF, in der Schweiz mit SRG und in Großbritannien mit der BBC.

Peter Hutton, Geschäftsführer bei „Eurosport“, hatte Anfang des Jahres selbstbewusst erklärt, Discovery wolle einen „Teil der Exklusivität für unsere eigenen Kanäle“ behalten. Das Unternehmen müsse „nicht unbedingt sublizenzieren, wir haben eigene Free-TV-Kanäle“. Allerdings erreichte beispielsweise „Eurosport“ 2015 nach Angaben der Arbeitsgemeinschaft Fernsehforschung in Deutschland einen Marktanteil von 0,7 Prozent im Tages-durchschnitt. ARD und ZDF könnten demgegenüber nicht nur mit ihrer lang-jährigen Übertragungserfahrung punkten, sondern auch auf deutlich höheren Marktanteile verweisen.

Senderecord Bei den Olympischen Spielen in Rio bleibt hingegen noch alles beim Alten: Beide Sender wollen an den 19 Übertragungstagen im Wechsel von den Spielen sogar mehr berichten als je zuvor. Der Sendeablauf sieht Übertragungen jeweils von den Mittags- bis in die frühen Morgenstunden vor. Im Ersten moderieren Alexander Bommers und Gerhard Dellling die Live-Übertragungen, beim Zweiten übernehmen Rudi Cerne, Katrin Müller-Hohenstein und Sven Voss. Rund 325 Stunden sollen live über den TV-Bildschirm gehen – in London waren es vor vier Jahren noch 260 Stunden. Hinzu kommen nach ARD- und ZDF-Angaben sechs teils kommentierte Livestre-

ams für den Empfang über Computer, Smartphone oder Smart-TV (1.000 Stunden) sowie insgesamt 40 Stunden Olympia-Zusammenfassungen. „Es ist das letzte Mal, dass wir die Rechte in diesem Umfang haben“, sagte ZDF-Chefredakteur Peter Frey im Mai dieses

Jahres. Ein solch umfangreiches Programm würden die Sender ab 2018 auch dann nicht zeigen können, wenn es überhaupt zu einer Einigung mit Discovery kommen sollte. Bei der ARD gibt man sich dennoch optimistisch: „Wir reisen mit der klaren Haltung nach Rio, dort zu zeigen,

was wir können und draufhaben“, sagt ARD-Olympia-Teamchef Gerd Gottlob. „Dass wir mit Blick auf die nächsten Olympischen Spiele derzeit keine Übertragungsrechte haben, führt jedenfalls nicht dazu, in unserer Leistung nachzulassen – das spornt eher an.“ Alexander Heinrich

Anzeige

OECKL. Adress-Service

Direkt zu Entscheidern im öffentlichen Bereich



Sie benötigen einen aktuellen Verteiler zum sofortigen Einsatz?

Hier finden Sie Kontakte zu Entscheidungsträgern aus Parlamenten, Regierungen, Behörden, Kommunen, Verbänden, Diplomatie und weiteren Organisationen des öffentlichen Lebens.

Adress-Recherche

Nennen Sie uns Ihre Zielgruppe - wir recherchieren auch Adressen außerhalb des OECKL.-Bestands.

Adress-Shop

Direkt abrufbare Adress-Pakete unter: www.oeckl.de/oeckl-adress/address-shop.html

Updates

OECKL. Adressdaten können Sie auch inklusive regelmäßiger Aktualisierungen beziehen.

Datenabgleich

Reichern Sie Ihren Adressbestand an durch einen Abgleich mit der OECKL. Datenbank.

Kontakt:

FESTLAND VERLAG GmbH
Thomas Wolf
Telefon (02 28) 36 20 22
thomas.wolf@oeckl.de
www.oeckl.de

OECKL. DIE GUTE ADRESSE

TV-Einnahmen und TV-Übertragungszeiten bei Olympischen Spielen

TV-Sendestunden (gerundet) und TV-Einnahmen des IOC in Milliarden US-Dollar (gerundet) von Sommer 2000 bis Winter 2014



Quelle: IOC Marketing Reports Grafik: Stephan Roters

AUFGEKEHRT

Es fühlt sich doch wahr an

In vino veritas“ heißt es gern nach dem zweiten Glas Rotwein in Altbauten, wenn beim Pärchenabend demonstriert wird, dass das mit dem Kleinen Latinum in der Schule doch nicht komplette Zeitverschwendung war. Stimmt natürlich nicht, aber der Chianti schmeckt trotzdem. Wikipedia sagt, dass der Spruch auf die Germanen zurückgeht, die meinten, wer besoffen ist, kann nicht lügen. Ob diese Zuordnung stimmt, weiß man nicht, es fühlt sich aber wahr an. Passt ja auch gut zu den Germanen, deren Quasi-Nachfahren jährlich auf spanischen Inseln einfallen, um Sangria, bekanntlich ein Wein-Mischgetränk, zu konsumieren. Von Lügen-Organen hört man da wenig. Wahr und unwahr sind in Zeiten gefühlter Wahrheit Begriffe einer vergessenen Zeit, in der man noch darüber spekulieren konnte, ob es ein richtiges Leben im falschen gibt. Heute läuft das Leben anders, meist in tabellarischer Form, und da gilt es, eine Geschichte zu erzählen, die gut ankommt. Eine Bundestagsabgeordnete mit Abitur, juristischen Staats-examen und Erfahrungen in der Wirtschaft? Klingt gut. Fühlt sich wahr an. Auch wenn es faktisch falsch ist. Jetzt mal ehrlich: Wahrheit ist von gestern! Man kann sich aus der EU rauslügen und trotzdem britischer Außenminister werden. Oder Präsidentschaftskandidat in den USA. Trump ist bei den Fact-Checkern dieser Welt Spitzenreiter, was Falschaussagen angeht. Schaden tut's ihm nicht. Das hatte vor Jahren schon die Band „Fettes Brot“ erkannt und sang: „Die Welt ist schlecht, hinterhältig und gemein. Welt ihr die Wahrheit hören? Nein!“. Oder wie wir Kleinst-Lateiner uns nach dem vierten Rotwein gern zu-rufen: Asinus stultus est – dum ist der Esel!

Sören Christian Reimer

VOR 30 JAHREN...

Flüchtlinge als Druckmittel

26.7.1986: Kohl äußert sich zur „Asylanfrage“. Die Menschenmassen vor dem Landesamt für Gesundheit und Soziales in Berlin, besser bekannt als Lage-so, lieferten eines der Bilder, das bleiben wird von der Flüchtlingskrise des vergangenen Jahres. Fast in Vergessenheit geraten ist, dass es in den 1980er Jahre



Bundeskanzler Helmut Kohl (CDU) auf einer Aufnahme aus dem Jahr 1990

in Berlin ähnliche Bilder gab: Flüchtlinge stehen in Schlangen vor Behörden, haufen in Turnhallen. 10.000 Menschen stellten 1986 pro Monat einen Asylantrag in der Bundesrepublik. Die meisten kamen über die DDR – was Helmut Kohl (CDU) am 26. Juli 1986 klare Worte finden ließ. Der Bundeskanzler sprach von einem „unerträglichen Zustand“. Bonn werde über die „Asylanfrage (...) entschieden und sehr nachdrücklich“ mit der DDR sprechen. Es sei „alles andere als ein freundlicher Akt“, dass die DDR „Wirtschaftsasylanten“ ungehindert nach West-Berlin einreisen ließe. Die DDR brachte die vor allem aus Afrika und Asien stammenden Menschen als Transitreisende zum Ost-Berliner Flughafen Schönefeld. Von dort konnten sie in die West-Teil reisen. Die Union vermutete, dass die DDR so die politischen Verhältnisse in der Bundesrepublik gezielt destabilisieren wollte. Das Interesse Ost-Berlins lag wohl zumindest darin, die Bundestagswahl 1987 zugunsten der Sozialdemokraten zu beeinflussen. Nach Verhandlungen mit der DDR-Führung veröffentlichte die SPD ein Flugblatt mit dem Titel „SPD macht's möglich – DDR stoppt Asylanten-Transit“. Im Gegenzug stellte die SPD für den Fall eines Wahlsiegs offenbar die Anerkennung der DDR-Staatsbürgerschaft in Aussicht.

Benjamin Stahl

ORTSTERMIN: AM SPREEUFER IM REGIERUNGSVIERTEL



Bald geht es los: Zuschauer warten am Reichstagsufer gegenüber dem Marie-Elisabeth-Lüders-Haus auf den Einbruch der Dunkelheit und den Beginn der Großbildinstallation „Dem deutschen Volke. Eine parlamentarische Spurensuche. Vom Reichstag zum Bundestag“.

130 Jahre Parlamentsgeschichte in 30 Minuten

„An Tagen wie diesen“, schallt es durch das Regierungsviertel. Neugierig steigt eine vorbeifahrende Frau von ihrem Fahrrad. Auf den Stufen am Spreeufer sitzen bereits viele Menschen. Sie schauen auf die Bilder, die auf das „Bullauge“ des gegenüberliegenden Marie-Elisabeth-Lüders-Hauses projiziert werden. Gerade sieht man dort Menschenmassen im Freudentaumel, sie tanzen auf der Berliner Mauer. Die Bilder sind Teil der Großbildprojektion „Dem Deutschen Volke. Eine parlamentarische Spurensuche. Vom Reichstag zum Bundestag“. Mit zahlreichen O-Tönen und Originalaufnahmen wird im 30-minütigen Schnelldurchlauf die Geschichte des deutschen Parlamentarismus erzählt. Der Film zeichnet nach, wie das Reichstagsgebäude erbaut, zerstört, wieder instandgesetzt, verhüllt und umgebaut wurde, bis es schließlich 1999 wieder gesamtdeutscher Parlamentsitz wurde. Die Zuschauer erleben aber keine trockene Geschichtsstunde, sondern eine aufwendige Inszenierung. Auf fünf Flächen mit einer Größe zwischen 21 und 300 Quadratmetern wird der Film projiziert. Die Architektur des Bundestags ist Teil der Installation. Das Lüders-Haus verwan-

delt sich in eine Kinoleinwand, der Verbindungssteig über der Spree wird je nach historischem Ereignis bespielt - die Zeit der deutschen Teilung ist beispielsweise durch einen roten Stacheldraht symbolisiert. Bereits seit 2012 zeigt der Bundestag die Installation, die noch bis zum 3. Oktober kostenfrei besucht werden kann. Mehr als 447.000 Menschen aus aller Welt haben sie sich seitdem angesehen. Jedes Jahr zieht das Open-Air-Kino mehr Zuschauer an: 2012 waren es circa 62.000, im Jahr 2015 schon 160.518. Die Installation kommt auch an diesem Abend gut an. Die Passagiere vorbeifahrender Partyboote bejubeln die Szenerie. Am Ende der Vorstellung applaudieren die Zuschauer. Der Berliner Peter Grab und seine Frau sehen den Film nicht zum ersten Mal. Auch in den vergangenen Jahren waren sie schon öfters da. Der Film ist sehr ansprechend gemacht mit der Kombination von Licht und Film“, schwärmt der 69-Jährige. Grab will, dass mehr Menschen die Geschichte des Staates kennen, für den er viele Jahre als Beamter gearbeitet hat. 1994 kam er in die damalige Berliner Außenstelle des Bundesinnenministeriums, mitt-

lerweile ist er pensioniert. „Ob er nächstes Jahr wieder kommen will? „Schauen wir mal“, sagt er. Dass sich der Besuch lohnt, haben Taina (27) und Valeryn (28) von Freunden gehört. Das Ehepaar aus der Ukraine, das seit Kurzem in Berlin lebt, ist angetan. Es sei toll, dass freie Information für alle zur Verfügung gestellt und auch schmerzvolle Kapitel der Geschichte nicht verdrängt werden. „Gerade für junge Leute ist das wichtig, damit sich Fehler nicht wiederholen“, sagt Taina. Lorena, Marta, Julia und Alva, vier Medizinstudentinnen aus Madrid, pflichten bei. Dem Film gelinge eine gute Zusammenfassung. Besonders beeindruckt sind sie vom Abschnitt über den Mauerfall. „Er stellt sehr gut dar, wie er-greifend das gewesen sein muss“, sagt Alva. „Der Film ist wirklich empfehlenswert“, findet Lorena. Eva Bräth

Zu sehen ist die Großbildprojektion noch bis zum 3. Oktober. Aktuell starten die Vorführungen um 22 Uhr. Weitere Informationen sind auf der Webseite des Deutschen Bundestages unter www.bundestag.de/grossbildprojektion zu finden.

LESERPOST

Zur Ausgabe 26-27 vom 11. Juli 2016, „Sparen oder investieren?“, auf S. 1: Wir haben uns an die schleichende Umdeutung von Begriffen gewöhnt, sie mehr oder weniger resigniert hingenommen. Mancherorts hört der seltsame Spaß aber auf und wird hochpolitisch: Etwa, wenn man Vergleiche nicht ertragen will – weil man darunter eher ein Gleichsetzen versteht – oder eben beim Sparen. Für den Normalbürger bedeutet Sparen, eine Reserve beiseite zu legen, um in Notzeiten davon zu leben. In der Vulgärpolitik versteht man unter „Sparen“ aber offenbar bewusst falsch, dass zu Lasten sinnvoller Ausgabenforderungen vorhandenes Geld verweigert wird. Es wird ignoriert, dass man vielmehr nicht bereit

ist, für Forderungen neue Schulden aufzunehmen. Durch die Umdeutung wird aus einem löblichen Grundverhalten „Sparen“ eine neue Art gefühlter Ungerechtigkeit. So kann jemand ungestraft beklagen, dass man an ihm oder ihr „spart“, wenn man nicht bereit ist, für ein entsprechendes – möglicherweise auch gut verständliches Verlangen – Schulden aufzunehmen. Ist das Absicht, gezielte Irreführung oder nur Abschied von einer sachgerechten Aussage? Auf jeden Fall wird so Stimmung produziert. Dass Schulden den kommenden Generationen aufgebürdet werden, wird offenbar ignoriert oder leichtfertig in Kauf genommen. In diesem Sinne sollte die Überschrift über dem mit „Sparen oder Investieren?“ überschriebenen Beitrag

sauberer etwa heißen „Schuldenmachen für mehr Investitionen?“
Rainer Jork, Mitglied des Deutschen Bundestags 1990-2002 für die CDU

Zur Ausgabe 26-27 vom 11. Juli 2016, „Ende geistiger Isolation“, auf S.14: Bei dem Bericht „Vor 60 Jahren...“ hat sich ein kleiner Fehler eingeschlichen. Das beschriebene Ereignis liegt bereits 65 Jahre zurück. Ansonsten: Ganz hervorragende Zeitung, auch nach vielen Jahren!
Arnd Deterding per Mail

Anmerkung der Redaktion: Herr Deterding hat recht. Die Bundesrepublik trat der Unesco tatsächlich vor 65 Jahren bei.

Zum Tod von Katharina Focke

Als sie 1969 auf der Gipfelkonferenz von Den Haag an der Seite von Bundeskanzler Willy Brandt (SPD) erschien, wollte jeder-mann wissen, wer denn die elegante Dame sei, die Französisch wie ihre Muttersprache beherrschte. Es war Katharina Focke (Foto), die polyglotte Parlamentarische Staatssekretärin im Bundeskanzleramt. Brandt gab in Europafragen viel auf die Meinung der Senkrechtharterin in der SPD, die erst 1964 der Partei beigetreten war. Mit ihrem Namen ist aber vor allem die große Ehe- und Familienrechtsreform verbunden, die sie in ihrer Amtszeit als Bundesfamilienministerin von 1972 bis 1976 auf den Weg gebracht und damit die Rechte der Frauen wesentlich gestärkt hatte. Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) würdigte Fockes bis heute nachwirkende Akzentsetzung in der Gesundheits- und Familienpolitik. Der SPD-Vorsitzende Sigmar Gabriel nannte sie eine „moderne Sozialdemokratin“ und durchsetzungsstarke Kämpferin für die Rechte der Schwachen. Focke, die von 1969 bis 1980 dem Bundestag und danach bis 1989 dem Europäischen Parlament angehörte, starb am 10. Juli im Alter von 93 Jahren. bmf



SEITENBLICKE



Haben Sie Anregungen, Fragen oder Kritik? Schreiben Sie uns:

Das Parlament
Platz der Republik 1
11011 Berlin
redaktion.das-parlament@bundestag.de

Leserbriefe geben nicht die Meinung der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen.

Die nächste Ausgabe von „Das Parlament“ erscheint am 15. August.

PERSONALIA

>Georg Böhme † Bundestagsabgeordneter 1961-1965, CDU

Am 1. Juli starb Georg Böhme im Alter von 90 Jahren. Der aus Hildesheim stammende Verwaltungsangestellte trat 1951 in die CDU ein, wurde 1953 Vorsitzender der Jungen Union seiner Heimatstadt und fünf Jahre später deren stellvertretender Vorsitzender im Landesverband Hannover. Von 1965 bis 2003 war er Vorsitzender des Kreisverbands Hildesheim der Christlich-Demokratischen Arbeitnehmerschaft. Im Bundestag gehörte Böhme dem Ausschuss für Wiedergutmachung sowie dem Ausschuss für Familien- und Jugendfragen an.

>Siegbert Alber Bundestagsabgeordneter 1969-1980, CDU

Siegbert Alber wird am 27. Juli 80 Jahre alt. Der Jurist aus Stuttgart stand von 1971 bis 1980 an der Spitze des CDU-Kreisverbands Stuttgart und gehörte dem Landesvorstand Baden-Württemberg an. Im Bundestag wirkte Alber überwiegend im Rechtsausschuss mit. Von 1970 bis 1980 war er Mitglied der Parlamentarischen Versammlung des Europarats und der WEU. Von 1977 bis 1997 war er Abgeordneter des Europäischen Parlaments. Von 1984 bis 1992 hatte er dort das Amt des Vizepräsidenten inne. Von 1997 bis 2003 amtierte Alber als Generalanwalt am Europäischen Gerichtshof.

>Günter Kiehm Bundestagsabgeordneter 1980-1990, SPD

Am 3. August begeht Günter Kiehm seinen 85. Geburtstag. Der aus Barsinghausen stammende Direktor des Kommunalverbands Hannover wurde 1950 SPD-Mitglied und war von 1959 bis 1966 Ratsherr seiner Heimatstadt. Von 1961 bis 1971 gehörte er dem Kreistag Hannover und von 1970 bis 1974 dem niedersächsischen Landtag an. Im Bundestag arbeitete Kiehm im Innen-sowie im Umweltausschuss mit.

>Burkhard Ritz Bundestagsabgeordneter 1965-1980, CDU

Burkhard Ritz vollendet am 4. August sein 85. Lebensjahr. Der promovierte Landwirt aus Lingen schloss sich 1956 der CDU an, war von 1965 bis 1967 Mitglied des Bundesvorstands der Jungen Union und gehörte von 1975 bis 1983 dem CDU-Bundesvorstand an. Von 1982 bis 1994 war Ritz Landtagsabgeordneter in Hannover und amtierte von 1980 bis 1986 als niedersächsischer Finanzminister sowie von 1986 bis 1990 als Landwirtschaftsminister. Ritz, von 1972 bis 1980 stellvertretender Vorsitzender der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, wirkte vorwiegend im Landwirtschaftsausschuss mit.

>Hans Hugo Klein Bundestagsabgeordneter 1972-1983, CDU

Hans Hugo Klein wird am 5. August 80 Jahre alt. Der promovierte Jurist, Universitätsprofessor für öffentliches Recht in Göttingen und Richter am Bundesverfassungsgericht von 1983 bis 1996, trat 1970 der CDU bei. Zeitweise war er Mitglied des CDU-Landesvorstands in Niedersachsen. Klein, von 1982 bis 1983 Parlamentarischer Staatssekretär beim Bundesminister der Justiz, engagierte sich im Bundestag im Rechtsausschuss.

>Renate Blank Bundestagsabgeordnete 1990-2009, CSU

Renate Blank wird am 8. August 75 Jahre alt. Die Einzelhändlerin in der Textilbranche aus Nürnberg trat 1974 der CSU bei und war Mitglied in Orts-, Kreis- und Bezirksvorständen. Von 1984 bis 1990 gehörte sie dem Stadtrat in Nürnberg an. Blank engagierte sich im Bundestag vorwiegend im Verkehrsausschuss. Sie war auch Mitglied im Kunstbeirat des Bundestags.

>Hansjürgen Doss Bundestagsabgeordneter 1981-2002, CDU

Hansjürgen Doss vollendet am 9. August sein 80. Lebensjahr. Der Architekt aus Mainz trat 1965 in die CDU ein, war Mitglied des Landesvorstands in Rheinland-Pfalz, Vorsitzender der Mittelstands- und Wirtschaftsunion Rheinland-Pfalz sowie 1996/97 Bundesvorsitzender der CDU/CSU-Mittelstandsvereinigung. Doss, der im Bundestag im Wirtschaftsausschuss mitwirkte, war von 1990 bis 2002 Vorsitzender des Parlamentskreises Mittelstand der Unionsfraktion und gehörte dem Fraktionsvorstand an.

>Gerhard Wächter Bundestagsabgeordneter 2002-2009, CDU

Am 11. August wird Gerhard Wächter 70 Jahre alt. Der Diplom-Volkswirt und Referatsleiter aus Bad Wünnenberg/Kreis Paderborn wurde 1971 CDU-Mitglied, war seit 1990 Vorstandsmitglied im Bezirksverband Ostwestfalen-Lippe und stand von 2000 bis 2006 an der Spitze des CDU-Kreisverbands Paderborn. Von 1984 bis 2002 gehörte Wächter dem dortigen Kreistag und von 1990 bis 2002 dem nordrhein-westfälischen Landtag an. Der Direktkandidat des Wahlkreises Paderborn engagierte sich im Bundestag im Ausschuss für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung. bmf



leicht
erklärt!

Schneller, höher, stärker

Die Olympischen Spiele 2016



Nächste Woche fangen die Olympischen Spiele an. Genauer: Am Freitag.

Und zwar in: Rio de Janeiro. Das spricht man ungefähr so: Rio de Dscha-ne-ro.

Das ist eine Stadt im Land: Brasilien. In Süd-Amerika.

Im folgenden Text steht mehr über die Olympischen Spiele.

Die Olympischen Spiele gehören zu den größten Sport-Veranstaltungen, die es gibt.

Fast jedes Land auf der Welt ist dabei.

Darum machen sehr viele Sportler mit. Genauer: Ungefähr 15-tausend.

Und besonders viele Menschen schauen sich die Spiele im Fernseher an.



Sie sind also ein sehr wichtiges Ereignis.

Ein Ereignis, das viele Menschen interessiert.

Darum ist es wichtig: Bei den Olympischen Spielen geht es um mehr als nur Sport.

Hinter den Spielen steckt eine bestimmte Idee.

Man nennt die Idee: Der Olympische Gedanke.

Der wird auf der nächsten Seite genauer erklärt.



Was sind die Olympischen Spiele?

Die Olympischen Spiele sind eine Sport-Veranstaltung.

Dabei treffen sich Sportler aus der ganzen Welt.

Sie treten in Wett-Bewerben gegeneinander an.

Und zwar in ganz vielen verschiedenen Sport-Arten.

Zum Beispiel: Fußball, Schwimmen, Weit-Springen

Es wird geschaut: Wer die Besten in einer Sport-Art sind.

Die bekommen dann eine Auszeichnung.



Der Olympische Gedanke

Vor 1-hundert Jahren
hatte ein Franzose eine Idee.
Sein Name war:
Pierre de Coubertin.

Die Idee war:
Die Menschen auf der Welt
sollen friedlich zusammen-leben.

Er dachte:
Mit den Olympischen Spielen
kann man das schaffen.

Darum hat er sich
den Olympischen Gedanken
ausgedacht.

Der Olympische Gedanke zeigt,
was bei den Olympischen Spielen
wirklich wichtig ist.

Zum Beispiel:
- Schauen, wer der Beste ist.
- Zeigen, was man kann.
- Regeln beachten.
- Frieden auf der Welt.

Diese einzelnen Dinge
werden jetzt etwas genauer erklärt.

Schauen, wer der Beste ist

Die Olympischen Spiele
haben ein Motto.

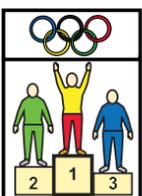
Ein „Motto“ ist ein kurzer Satz.
Damit will man eine Idee
mit ganz wenigen Worten ausdrücken.

Das Motto
von den Olympischen Spielen ist:
Schneller, höher, stärker.

Daran sieht man schon:
Eine wichtige Sache
bei den Olympischen Spielen ist:
Vergleichen, was Sportler können.

Es geht darum:
- Wer am schnellsten läuft.
- Wer am höchsten springt.
- Oder wer am stärksten ist.

Das sollen die Sportler in den
Wett-Bewerben zeigen.



Es geht aber nicht nur darum,
wer der Beste ist.

Es ist schon eine tolle Sache,
bei den Spielen mitzumachen.

Darum sagt man auch:
Dabei sein ist alles.

Zeigen, was man kann



Bei den Olympischen Spielen
wollen die Sportler zeigen,
was sie können.

Dafür üben sie ihre Sport-Art.
Und zwar oft viele Jahre lang.

Die Sportler sollen also zeigen:
Was man schaffen kann,
wenn man sich genug anstrengt.

Dadurch sind sie auch
ein Vorbild für andere Menschen.

Das heißt: Andere Menschen
wollen so sein wie sie.

Regeln beachten

Wichtig für
den Olympischen Gedanken ist auch:
fair sein.

Das Wort „fair“
kommt aus der englischen Sprache.
Man spricht es ungefähr so: fähr.

„Fair sein“ bedeutet: anständig sein.

Damit ist gemeint:

- Alle halten sich an die Regeln.
- Man sieht die anderen Sportler
nicht nur als Gegner.
Sondern man sieht sie
auch als Kollegen.

Denn:

Jeder bei den Spielen will Spaß haben.
Das geht nur,
wenn alle anständig mit-machen.



Frieden auf der Welt

Bei den Olympischen Spielen geht es aber noch um mehr.

Es geht darum:

Menschen aus aller Welt sollen zusammen-kommen.

Und zwar friedlich.

Sie sollen gegeneinander Sport machen.

Aber nicht einfach nur als Gegner. Sondern auch als Freunde. Die der Sport verbindet.

So sollen sich Menschen aus der ganzen Welt besser kennen-lernen.

Das soll dem Frieden auf der Welt helfen.

Die Idee ist:

Wenn sich die Menschen auf der Welt gut kennen, dann leben sie auch friedlicher miteinander.



Nicht alle beachten den Olympischen Gedanken

Der Olympische Gedanke ist also eine gute Idee.

Aber oft ist es mit Ideen so:

- Manchmal funktionieren sie nicht.
- Oder nicht jeder hält sich daran.
- Oder jemand nutzt die Idee aus. Denn er möchte einen Vorteil haben.

Auch bei den Olympischen Spielen gibt es das immer wieder.

Zum Beispiel:

- Manche Sportler machen Doping.
- Es geht bei den Spielen zu sehr um Geld.
- Es gibt noch immer keinen Frieden auf der Welt.

Diese Dinge werden jetzt etwas genauer erklärt.



Doping

Das Wort „Doping“ bedeutet:

Sportler wollen in ihrem Sport besser werden.

Aber dafür üben sie nicht einfach nur.

Sondern sie machen dazu etwas, das verboten ist.



Am bekanntesten ist das Doping mit verbotenen Medikamenten.

Ein Sportler nimmt sie ein. Oder ein Arzt gibt sie ihm.

Die Medikamente haben dann verschiedene Wirkungen.

Zum Beispiel:

- Der Sportler bekommt mehr Muskeln.
- Oder er kann sich besser konzentrieren.
- Oder er spürt Schmerzen weniger.

So hat er einen Vorteil gegenüber Sportlern, die kein Doping machen.



Doping passt nicht zum Olympischen Gedanken.

Denn:

Mit Doping kann man nicht mehr erkennen:

- Kommt eine Leistung tatsächlich allein vom Sportler?
- Oder haben die Medikamente ihm geholfen?

Dann gewinnt vielleicht jemand einen Wett-Bewerb.

Aber er ist gar nicht der Beste in seiner Sport-Art.

Darum ist Doping nicht fair.



Dieses Mal ist Doping ein wichtiges Thema bei den Olympischen Spielen.

Dafür gibt es einen Grund:

Es gibt so eine Art Verein.

Er heißt: **Welt-Anti-Doping-Agentur**.
Oder abgekürzt: WADA.

Die Aufgabe von der WADA ist:
Sie möchte Doping verhindern.



Vor kurzem hat die WADA
Russland beschuldigt.

Sie sagt:

In Russland haben sehr viele Sportler
Doping gemacht.

Und zwar schon seit vielen Jahren.

Und wichtige Politiker von Russland
haben davon gewusst.

Die WADA verlangt jetzt:

Russland soll dieses Mal
bei den Olympischen Spielen
nicht mit-machen.

Denn:
Das Verhalten von Russland ist Betrug.
Und es passt nicht
zum Olympischen Gedanken.

Geld ist zu wichtig

Viele Menschen finden auch:
Bei den Olympischen Spielen
geht es zu wenig
um den Olympischen Gedanken.



Sondern es geht
um ganz andere Dinge.
Zum Beispiel um Geld.

Sie sagen:

Firmen nutzen die Spiele aus.

Sie wollen nur Werbung
damit machen.

Das heißt:
Ihr Name steht überall im Stadion.
Dadurch verdienen sie viel Geld.

Aber Geld verdienen
ist eigentlich nicht die Idee
von den Olympischen Spielen.

Kein Frieden

Der Olympische Gedanke
soll für Frieden auf der Welt sorgen.

Aber: Es gibt die Olympischen Spiele
jetzt schon seit über 1-hundert Jahren.

Und es gibt noch immer
viele Kriege auf der Welt.



Nicht jeder hält sich also
an den Olympischen Gedanken.

Und nicht alle Ideen von den
Olympischen Spielen funktionieren.

Aber das macht die Ideen
nicht schlechter.

Die Olympischen Spiele
fangen nächste Woche an.
Und zwar am Freitag.

Sie gehen 3 Wochen lang.

Dann zeigen wieder viele Sportler,
was sie können.

Und fast alle Sportler halten sich dabei
an den Olympischen Gedanken.

Und vielleicht lernen sich
Menschen aus verschiedenen Ländern
ein bisschen besser kennen.



Weitere Informationen
in Leichter Sprache gibt es unter:
www.bundestag.de/leichte_sprache

Impressum

Dieser Text wurde
in Leichte Sprache
übersetzt vom:



**Nachrichten
Werk**

www.nachrichtenwerk.de

Ratgeber Leichte Sprache: <http://tny.de/PEYPP>

Die Bilder sind von © dpa/picture-alliance und von Picto-Selector. Genauer: © Sclera (www.sclera.be), © Paxtoncrafts Charitable Trust (www.straight-street.com), © Sergio Palao (www.palao.es) im Namen der Regierung von Aragon (www.arasaac.org), © Pictogenda (www.pictogenda.nl), © Pictofrance (www.pictofrance.fr), © UN OCHA (www.unocha.org) oder © Ich und Ko (www.ukpukvve.nl). Die Bilder unterliegen der Creative Commons Lizenz (www.creativecommons.org). Einige der Bilder haben wir verändert. Die Urheber der Bilder übernehmen keine Haftung für die Art der Nutzung.

Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“ 30-32/2016
Die nächste Ausgabe erscheint am 15. August 2016.